

Cornelius Tittel

ZIPPERT ZAPPT

Es ist nie ein gutes Zeichen, wenn jemand Stimmen hört. In Sachsen-Anhalt geht es jetzt sogar um vier Stimmen, von denen niemand sicher weiß, woher sie kommen. Wer solche Stimmen wahrnimmt, sollte eigentlich zum Arzt gehen, vor allem, wenn die Stimmen Befehle geben. Die vier Stimmen aus Magdeburg senden zwiespältige Signale, und jeder hört eine andere Botschaft. Die einen glauben, die Stimmen sagen: „Wählt Ulrich Siegmund zum Ministerpräsidenten“, andere sind überzeugt, die Stimmen befehlen der CDU, sich selbst aufzulösen. Die Stimmen sind erstaunlich durchdringend, in Berlin sind viele überzeugt, sie hätten den Befehl: „Merz muss weg“ gehört. Doch der Kanzler, der als Sauerländer Waldbewohner besonders feine Ohren hat, weiß, dass hier Linke ihre Stimmen verstellt haben um so zu tun, als seien sie von der CDU. Das ist natürlich ein besonders übler Trick. Die AfD muss gar nicht erst hinhören, weil sie angeblich alles schon mit der CDU abgesprochen hat. HNO-Ärzte empfehlen, dass der Landtag von Sachsen-Anhalt seine Stimmabgaben besser abstimmt, um Unstimmigkeiten zu vermeiden.

MEINE WELT, MEINE MEINUNG

ANDREAS ROSENFELDER

Die Legende von der „Stabilität“

Vor wenigen Tagen rief der Vorsitzende der Staatsduma das russische Parlament zur Geschlossenheit auf. „Es läuft eine Spezialkriegsoperation“, erklärte Wjatscheslaw Wolodin. „Die Konsolidierung der Gesellschaft, der politischen Kräfte ist das Fundament des Sieges unseres Landes. Der Feind wird in erster Linie versuchen, diese Einheit zu zerstören.“ An die Abgeordneten der neugewählten Duma appellierte er, „Schulter an Schulter“ zu stehen.

Allerdings gab es bei diesem Schulterschluss auch Ausgeschlossene. So fehlte die kriegskritische Partei Jabloko, deren Slogan „Für Frieden und Freiheit“ lautet. Kurz vor der Wahl hatte der Oberste Gerichtshof die Liste disqualifiziert. Einzelne Kandidaten wurden als „Agenten“, wegen „Verächtlichmachung der Armee“, „Fake News“ oder „Extremismus“ verhaftet.

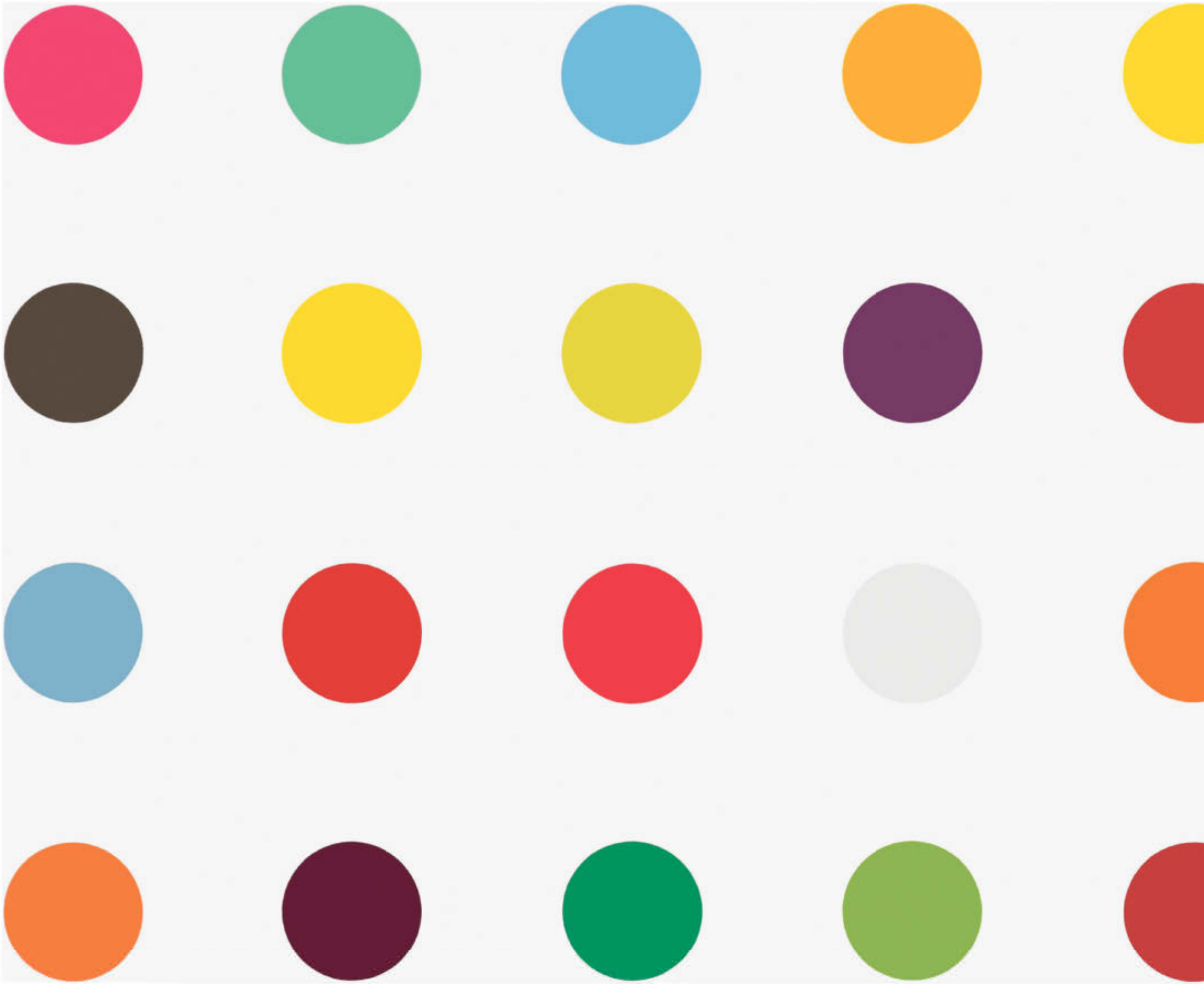
Zwischen Deutschland und Russland steht nicht nur Wladimir Putins seit 2022 andauernder Angriffskrieg gegen die Ukraine. Auch politisch klappt ein Abgrund zwischen beiden Ländern. Ihre Systeme, ihre Werte könnten sich kaum fremder sein. Doch auch bei uns häufen sich die Aufrufe zum Schließen der Reihen. So verlangte Friedrich Merz bei der Verleihung des Westfälischen Friedenspreises an die Nato in Münster „Geschlossenheit gegen Moskau“ – und im selben Atemzug gegen die größte deutsche Oppositionspartei, die Umfragerekorde von 30,5 Prozent erreicht, während die Union auf 17,5 Prozent abstürzt. „Auch in Deutschland werden wir uns nicht spalten lassen“, so der Kanzler, obwohl die Spaltung der Gesellschaft längst unübersehbar ist, „nicht durch hybride Angriffe, nicht durch von Moskaus Bots gesteuerte Hetze in den sozialen Medien und auch nicht durch die Parolen der AfD und ihrer russischen Hintermänner.“ Beim Besuch in Kiew beschwor Merz erneut die „Stabilität der deutschen Regierung“ – und belehrte Kritiker darüber, dass es angesichts der außenpolitischen Spannungen keine Alternative zur Koalition aus CDU und SPD gebe: „Vielleicht ist manch einem auch im Inland nicht hinreichend klar, was es bedeuten würde, wenn die deutsche Bundesregierung den Aufgaben, vor die sie gestellt ist, nicht gewachsen wäre. Das hätte unermessliche Folgen für ganz Europa.“ Was unermesslich ist, darf gar nicht erst gedacht werden.

Auch als BND-Chef Martin Jäger im Bundestag vortrug, Russland führe einen „Schattenkrieg“ gegen Deutschland, stand eine innenpolitische Botschaft im Raum. Russlands Ziel sei es, „unsere Gesellschaft zu spalten“, erklärte Martina Rosenberg, Präsidentin des Militärischen Abschirmdiensts. Kräfte im Inland würden diese „Angriffe einer fremden Macht“ unterstützen, indem sie die „Grenzen des Sagbaren verschieben und ihre extremistischen Narrative verbreiten“. Diese „Feinde unserer Demokratie“ müssten „mit allen zur Verfügung stehenden rechtlich zulässigen Mitteln“ bekämpft werden. Schöner hätten es russische Geheimdienstler kaum ausdrücken können.

Was die rhetorische Mobilmachung in Deutschland von der russischen Propaganda unterscheidet, liegt auf der Hand: Deutschland ist eine freiheitliche Demokratie, Russland eine autoritäre Diktatur. Genau deshalb müssen Alarmsignale schrillen, wenn auch unsere Politik eine fiktive Einheit von Staat und Gesellschaft beschwört, die im schlimmsten Fall dazu dient, Kritiker zum Schweigen zu bringen und den politischen Wettbewerb stillzulegen. Streit und Widerspruch, Wesensmerkmale der Demokratie, gelten dann plötzlich als Bedrohung. Wer das nicht einsehen will, hilft dem Feind und ist im Zweifel selbst einer.

Die Stärke des freien Westens liegt darin, dass Macht immer infrage gestellt werden kann. Das gilt erst recht für eine blockierte Koalition, die in den Augen vieler Bürger nur noch den Niedergang verwaltet. Die Tabuisierung von Alternativen macht aus „russlandfreundlichen Rändern“ die Mehrheiten von morgen. Mit Fahnenappellen gewinnt man die Wähler nicht zurück: Die Menschen spüren die Absicht und misstrauen irgendwann auch dem vernünftigsten Ziel.

Wäre ein Machtwechsel mit neuen, womöglich flexiblen Mehrheiten ein Risiko in dieser angespannten Zeit? Ganz bestimmt. Aber der verzweifelte Versuch, einen längst instabilen Status quo zu zementieren, ist die viel größere Gefahr. Er führt garantiert in jenen inneren Zerfall, auf den Putin sicher hofft. Schließlich kann er dessen lähmende Folgen im eigenen Reich studieren.



Nafronyl, 2010 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

THEMA DES TAGES

Wie Union und SPD die Reformpläne retten wollen

Liegt es am Druck von den politischen Rändern? Beim Treffen der Koalitionsspitzen zeigt sich die SPD bereit, die Vorhaben mit der Union durchzuziehen. Es gibt eine Verabredung, um das abzusichern

Gegen 23 Uhr verließ Friedrich Merz das Kanzleramt. Es war das Ende eines Mittwochs, an dem für ihn – vorsichtig gesagt – nicht alles rundlief. Er dürfte sich gefreut haben, nach diesem Tag endlich Feierabend zu haben.

RASMUS BUCHSTEINER („POLITICO“) UND NIKOLAUS DOLL

Der angekündigte Beschluss zur Einsetzung der Pflegestruktur-Kommission konnte am Vormittag in der Sitzung des Bundeskabinetts nicht getroffen werden. Zu groß war der Dissens in der Koalition, also wurde das Ganze noch einmal vertagt. Und dann war da noch die Aufregung um den Gang der Dinge in Magdeburg, wo die CDU-Landtagsfraktion nach der Wahl eines Landtagspräsidenten von der AfD womöglich vor der Spaltung steht.

Merz ließ sich am Mittag zu der Äußerung hinreißen, die zusätzlichen Stimmen für den AfD-Kandidaten Tobias Rausch in Sachsen-Anhalt könnten auch Teil einer „False-Flag-Operation“ gewesen sein. Damit stellte Merz den Verdacht in den Raum, dass die unerwarteten Stimmen für den AfD-Politiker womöglich aus anderen Fraktionen im Landtag gekommen sein könnten, um

den Verdacht auf die CDU zu lenken. Die Sozialdemokraten waren nicht begeistert von dieser Wortmeldung.

In dieser Stimmung ging es am späten Nachmittag in den Koalitionsausschuss im Kanzleramt. Und hinterher gab es den Hinweis an die Journalisten, Informationen zu den Beratungen würden folgen: keine Pressekonferenz also, keine greifbaren Ergebnisse. Das Spitzen-Trio der Koalitionsfraktionen, bestehend aus Thorsten Frei (CDU), Matthias Miersch (SPD) und Alexander Hoffmann (CSU), stimmte eine SMS an die Abgeordneten ab: „Mit den besten Grüßen, Thorsten, Matthias und Alexander.“ Dann war Funkstille angesagt. Selbst am Mittag des Donnerstags war nicht klar, ob sich die Koalitionäre überhaupt nach dem Treffen öffentlich äußern wollten. Denn eine große Botschaft gab es nicht.

Dennoch sei der Abend „entscheidend für die Koalition gewesen“, hieß es am Morgen danach aus Unionskreisen. „Wir sind bedrückt in dieses Treffen gegangen und einigermaßen erleichtert wieder rausgekommen.“ Man habe sich mit der SPD noch einmal zusammengerufen im Kanzleramt. „In guter und konstruktiver Atmosphäre“ hätten die Koalitionsspitzen getagt, hieß es. „Wir sind uns bewusst, dass unsere Demokratie in

diesen Tagen vor einer historischen Bewährungsprobe steht. Wir sind fest entschlossen, unser Land nicht den Extremisten zu überlassen.“

Das war nicht selbstverständlich. Die SPD-Fraktion war am Dienstagnachmittag unter Führung von Verteidigungsminister Boris Pistorius und Fraktionschef Miersch nach der Wahl des AfD-Abgeordneten Rausch zum Landtagspräsidenten in Magdeburg zu einer Protestdemonstration aufgebrochen. Vom Branden-

burger Tor zum Bebelplatz, dem Ort, an dem die Nationalsozialisten ihre Bücherverbrennungen inszeniert hatten. Mit Nationalhymne und viel Pathos. Und der Forderung, die CDU möge aufklären, wer die vier Abgeordneten sind, die zusätzlich zur AfD und der Wagenknecht-Partei BSW für Rausch gestimmt hatten.

Eine Forderung, die in der Union auf massiven Ärger stößt, weil Grundlage dafür die Annahme ist, dass es CDU-Abgeordnete gewesen sind, die für Rausch stimmten – was man aber nicht wissen kann, weil diese Wahl geheim war.

Dass man sich „gegenseitig die Vertrauensfrage im Koalitionsausschuss“ stellen wolle, hatte es im Vorfeld des Treffens geheißen, dass es also darum gehe, ob Union und SPD überhaupt noch zusammenarbeiten wollen. Aber das Alles-oder-Nichts war dann bei den Gesprächen offenbar kein Thema. Es ging um den Fortgang der angekündigten Reformen.

„Die SPD hat sich ganz klar dazu bekannt, an den Reformen so, wie wir es besprochen haben, festhalten zu wollen“, hieß es in Unionskreisen. Auch an den Plänen zur Rentenreform. Das sei nicht zu erwarten gewesen. Manuela Schwesig, Ministerpräsidentin von Mecklenburg-Vorpommern, die nach der Landtagswahl am 20. September wohl weiterregieren kann, lässt keine Gelegenheit verstreichen, zu betonen, dass die Reformen zur Rente, Pflege oder Einkommenssteuer so nicht weiterverfolgt werden sollten. Und Schwesig ist derzeit die starke Frau in der SPD.

Es ist offenbar der Druck der Verhältnisse, der Union und SPD in Berlin beieinanderhält. „Die Koalition ist sich einig, dass wirtschaftliches Wachstum, sichere Arbeitsplätze und der gesellschaftliche Zusammenhalt im Zentrum

Berlin: Linke, Grüne und SPD sondieren

Linke, Grüne und SPD in Berlin nehmen Sondierungsgespräche zur Regierungsbildung auf. Das teilten die drei Parteien am Donnerstag, zweieinhalb Wochen nach der Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus, mit. Voraussetzung war eine Verständigung beim zuletzt heftig diskutierten Thema **Antisemitismus**. „Wir schützen jüdisches Leben, stärken das Miteinander und setzen uns für Frieden und Verständigung ein“, hieß es in einer Vereinbarung der drei Parteien. Das Existenzrecht

Israels sei „unverhandelbar“. Außerdem einigten sich die Parteien auf den Schutz jüdischen Lebens: „Wir stärken die Polizei und den Verfassungsschutz in ihrem Auftrag, jüdisches Leben in Berlin zu schützen.“ Partei- und Fraktionsmitglieder, die gegen die Grundsätze verstoßen, müssen demnach mit dem Ausschluss rechnen. Ebenfalls verständigten sich Linke, Grüne und SPD darauf, Kontakte zur **organisierten Kriminalität** strikt zu meiden und bei Verstößen zu ahnden.



des weiteren Arbeitsprogramms stehen“, heißt es in der SMS des Führungstrios an die Abgeordneten. Sämtliche aktuellen Themen seien besprochen worden, „um die damit verbundenen Vorhaben zügig zum Abschluss zu bringen“.

Am Ende stand der Eindruck, dass die SPD bereit ist, durchzuziehen bei den Reformen, auch wenn es hier und da sicher noch Streit geben werde. Bei der SPD heißt es, jetzt geschehe, was man sich nach der Sommerpause vorgenommen habe: Dass es nach den Landtagswahlen konkret werde.

Unionsfraktionschef Frei soll nach WELT-Informationen wie zuletzt bereits im Fraktionsvorstand von CDU und CSU darauf verwiesen haben, dass man auch eigentlich sachfremde Themen miteinander verknüpfen müsse. Der Gedanke hier: Es geht nicht, wenn der eine Koalitionspartner die süßen Äpfel bekommt – und der andere mit den sauren vorliebnehmen müsste.

Konkret: Für die Union bleibt es bei der Verknüpfung zwischen Einkommensteuerreform und Arbeitsmarkt-Liberalisierung. CDU und CSU pochen auf Umsetzung der Vereinbarungen zu Befristungen und Kündigungsschutz. Die Alternative wäre, dass die Steuerreform-Pläne von Finanzminister Lars Klingbeil (SPD) in den Ausschüssen des Bundestags stecken bleiben.

Seit dem Sommer schwelt zwischen Union und SPD ein Grundsatzkonflikt: Die SPD will die Reichensteuer, was für die Union grundsätzlich inakzeptabel ist. Die Union will dagegen vor allem den Arbeitsmarkt flexibler machen und das Arbeitsvolumen erhöhen: Längere Arbeitstage sollen möglich sein, solange die Wochenarbeitszeit eingehalten wird. Zugleich sollen Mehrarbeit, Vollzeit und längeres Arbeiten im Alter attraktiver werden, um Fachkräftemangel und Wachstumsschwäche zu bekämpfen. Gegen diese Flexibilisierung gibt es Widerstand in der SPD. Nun sollen die Sozialdemokraten die Reichensteuer bekommen und die Union die Arbeitsmarktflexibilisierung.

Im Kanzleramt habe die SPD nun vermittelt, ihren Beitrag zu dieser Vereinbarung zu leisten, hieß es. Erste Entwürfe zum Arbeitsmarkt-Paket aus dem Sozialressort von Bärbel Bas (SPD) liegen inzwischen bei der Union – die schon in der Übermittlung der Papiere einen Ausweis von Konstruktivität zu erkennen meint. Einige in der Koalition glauben, der Druck von den politischen Rändern könne hilfreich sein, wenn es darum gehe, bei schwierigen Themen zueinanderzufinden.

Belarus testet mit einer neuen Taktik die Grenzen der Nato

Bewaffnete Männer versuchen, Migranten in die EU zu treiben. Es ist längst nicht die erste provokante Aktion. Polen und Balten bauen Verteidigungsanlagen aus

Es ist eine Situation, die einem düsteren Szenario an der Nato-Ostgrenze entsprungen zu sein scheint. Bewaffnete Männer ohne Abzeichen versuchen, 20 illegale Migranten aus Belarus über die Grenze der Europäischen Union nach Lettland zu schleusen. Als lettische Grenzbeamte intervenieren, werden sie bedroht. Es fehlt nur ein Schritt zur Eskalation, bis tödliche Schüsse auf die Grenzbeamten fallen.

PAVEL LOKSHIN

Wenige Stunden, nachdem der illegale Grenzübergang abgewehrt wurde, dringen maskierte Personen in lettisches Gebiet ein, um Überwachungskameras zu entfernen und einen Stromverteilerkasten zu beschädigen. Der Grenzübergang nicht identifizierter Kämpfer ist wohl die schwerste Eskalation von belarussischer Seite, die Lettland bislang erlebt hat. Der lettische Innenminister Janis Dombrova sprach von einer „besonders offenen und aggressiven Provokation“ und warnte Belarus. Das Land solle „sich bewusst sein“, dass „solche Vorfälle schwerwiegende Folgen“ für Belarus haben können.

Der Fall fügt sich in eine lange Reihe russischer und belarussischer Aktionen im Grenzgebiet ein. Schon zuvor haben bewaffnete Männer demonstrativ die EU-Grenze überquert oder sich in Grenznähe provokativ verhalten – nicht nur im Zusammenhang mit illegaler Migration. Gerade Lettlands nördliches Nachbarland Estland wurde in den vergangenen Monaten zum Ziel russischer Grenzaktionen. Im Oktober 2025 versammelten sich bewaffnete Männer in Militäruniform im sogenannten Saatse-Stiefel – einem aus drei Himmelsrichtungen von Estland umgebenen russischen Gebiet, wo eine Landstraße zwischen zwei estnischen Dörfern über russisches Territorium führt.

Auf dem Höhepunkt der von Machthaber Alexander Lukaschenko inszenierten Migrationskrise ab 2021 visitierte Belarus vor allem die Grenzen von Polen und

Litauen an. Der wohl schwerste Vorfall ereignete sich im Januar 2022: Mehrere belarussische Soldaten feuerten mit Langwaffen auf eine polnische Patrouille und verließen erst nach einer Stunde polnisches Staatsgebiet. Auch nach der russischen Großinvasion der Ukraine setzte sich die Serie der Grenzvorfälle fort, vor allem in Litauen.

Die neuartige Überwachungsinfrastruktur der baltischen Länder im Grenzgebiet zu Russland und Belarus scheint bislang eine deeskalierende Wirkung zu haben. Häufig wurden, wie vor wenigen Tagen in Lettland, Eindringlinge per Videokamera oder Drohne beobachtet – doch sie verließen das Gebiet vor dem Eintreffen einer Patrouille.

Die Grenzübergänge von Soldaten und Grenzbeamten von russischer und belarussischer Seite könnten demnächst riskanter werden. Alle drei baltischen Länder sowie Polen intensivieren ihren Grenzschutz und bauen Verteidigungsanlagen aus. Die Länder an der Nato-Ostflanke haben sich trotz Kritik von Menschenrechtlern und internationalen Organisationen aus der Ottawa-Konvention zurückgezogen. Das bedeutet, dass sie Anti-Personen-Minen produzieren und einsetzen dürfen. Alle fünf Länder planen, solche Minen nur im Kriegszustand oder bei unmittelbarer Kriegsgefahr einzusetzen. Das heißt, die Grenze zu Russland beziehungsweise Belarus soll nicht grundsätzlich vermint werden. Wenn Russland seine hybriden Angriffe weiter intensiviert, könnte sich die Strategie aber ändern.

Gerade Polen und Litauen wollen gegenüber Russland schon jetzt wegen der Herausforderungen ihrer Verteidigung eine klare Botschaft senden. Angesichts der Gefahren aus der militarisierten russischen Exklave Kaliningrad und der Erfahrungen der Vorjahre ist das nachvollziehbar. Beide Länder setzen auf inländische Produktion von Landminen. Polen kündigte zudem an, die Grenze innerhalb von 48 Stunden verminen zu können.

NACHRICHTEN

KONJUNKTURPROGNOSE

Wirtschaft wächst stärker

Die Bundesregierung rechnet mit einem deutlichen Aufschwung der deutschen Wirtschaft. Sie hat ihre Konjunkturprognose angehoben und erwartet in diesem Jahr ein Wachstum von 1,3 Prozent. Im April hatte sie ihre Erwartungen noch zurückgeschraubt und mit einem Plus von 0,5 Prozent gerechnet – sie ist nun also deutlich optimistischer. Die Folgen des Iran-Kriegs und die stark gestiegenen Energiepreise hatten die Konjunktur zunächst deutlich belastet. Die deutsche Wirtschaft habe sich aber als widerstandsfähiger erwiesen als erwartet, teilte das Wirtschaftsministerium mit. Als Grund für das Wachstum werden vor allem Exporte sowie staatliche Investitionen und höhere Verteidigungsausgaben genannt. Der deutsche Außenhandel konnte demnach zeitweise sogar von weltweiten Engpässen profitieren: Käufer stockten ihre Lagerbestände mit energieintensiven Gütern auf, die in Deutschland produziert wurden.

BUNDESTAGSPRÄSIDENTIN KLÖCKNER

Kritik an Rauschs Parteiamt

Der neu gewählte Landtagspräsident Tobias Rausch will Generalsekretär der AfD in Sachsen-Anhalt bleiben – diese Entscheidung kritisiert Bundestagspräsidentin Julia Klöckner als „befremdlich“. Rausch müsse sich jetzt in seinem Amt bewähren, sagte die CDU-Politikerin dem „Stern“. Maßstab seien die Geschäftsordnung und Neutralität. „Deshalb finde ich es als Parlamentspräsidentin befremdlich, dass Herr Rausch – wie zu hören ist – zeitgleich sein Parteiamt behalten und Generalsekretär seiner Landespartei bleiben will.“ Rausch war am Dienstag zum bundesweit ersten Landtagspräsidenten der AfD gewählt worden. Klöckner äußerte Verständnis für die Erwartung vieler, dass er sein Parteiamt niederlegt. Sie bezeichnete es als „völlig unangebracht“, als Parlamentspräsident „an einem operativen und in besonderem Maße politischen Parteiamt festzuhalten“.

RUSSISCHE RAKETE TRIFFT WOHNHAUS

28 Tote, darunter Kinder

Bei einem der schwersten russischen Luftangriffe auf die Ukraine sind nach ukrainischen Angaben mindestens 28 Menschen getötet und 100 weitere verletzt worden. Präsident Wolodymyr Selenskyj sprach von einem der „niederträchtigsten Angriffe“. Die schwersten Verluste gab es in der Stadt Pryluky in der nördlichen Region Tschernihiw, wo eine russische Rakete ein fünfstöckiges Wohnhaus zerstörte. Regionalgouverneur Wjatscheslaw Tschasch zufolge starben dort 20 Menschen, darunter fünf Kinder. Insgesamt feuerte Russland nach Angaben Selenskyjs in der Nacht 70 Raketen und Dutzende Schahed-Angriffsdrohnen auf die Ukraine ab. Das russische Verteidigungsministerium teilte mit, seine Streitkräfte hätten einen „massiven Schlag“ gegen militärisch-industrielle Einrichtungen ausgeführt. Selenskyj wies darauf hin, dass die Angriffe mit dem Geburtstag des russischen Präsidenten Wladimir Putin zusammenfielen. „Das ist die Art von Geburtstagsgeschenk, das Putin sich selbst gemacht hat: die Tötung von Kindern, die Tötung von Menschen“, sagte er in seiner abendlichen Videoansprache.

HÖCHSTER GEWINN EINES TECHKONZERNS

Samsung verdient prächtig

Dank rasant steigender Preise für Speicherchips hat Samsung im abgelaufenen Quartal so viel verdient wie kein anderes Technologieunternehmen zuvor. Vorläufigen Berechnungen zufolge habe sich der operative Gewinn auf umgerechnet 71,68 Milliarden

Euro verneunfacht, teilte der südkoreanische Elektronikkonzern am Donnerstag mit. Dies ist der vierte Rekord-Quartalsgewinn in Folge. Der Umsatz stieg zwar um 127 Prozent, blieb mit 130 Milliarden Euro jedoch leicht hinter den Markterwartungen zurück. Motor des Gewinnwachstums bei Samsung ist das margenstarke Geschäft mit HBM-Speichern. Diese werden in Rechenzentren für Künstliche Intelligenz benötigt, weil sie Daten besonders schnell zwischenspeichern und ausgeben können.

US-SHOPPING-CENTER

18-Jähriger plante Anschlag

Die US-Bundespolizei FBI hat nach Angaben der Staatsanwaltschaft einen Anschlag in einem Einkaufszentrum in Bloomington bei Minneapolis (US-Bundesstaat Minnesota) vereitelt. Ein Mann habe für Ende des Monats geplant, in der „Mall of America“ 30 bis 60 Menschen zu töten, sagte der Staatsanwalt des Bezirks Minnesota, Dan Rosen. Nach Angaben des Weißen Hauses handelt es sich um einen 18-Jährigen, der mithilfe der Terrormiliz Islamischer Staat (IS) den Anschlag geplant haben soll. „Dieser junge Mann war radikalisiert und musste überwacht werden“, so Rosen. Der 18-Jährige sei zwei Jahre lang beschattet worden. Laut Strafanzeige bekräftigte er im Nachrichtenaustausch mit einer vertraulichen FBI-Quelle wiederholt seine Absicht, bei einem Anschlag Nichtmuslime zu töten. Die Staatsanwaltschaft wirft ihm vor, sich ein Sturmgewehr vom Typ AK-47 sowie 200 Schuss Munition beschafft zu haben, um einen Terroranschlag zu begehen. Bei der „Mall of America“ handelt es sich nach eigenen Angaben um das größte Shoppingcenter in Nordamerika. Es zählt mehr als 500 Geschäfte.

TÖDLICHER UNFALL

Autofahrer rast in drei Mopeds

Bei einem Frontalzusammenstoß eines Autos mit drei Mopeds sind in Brandenburg vier Menschen ums Leben gekommen. Der Unfall passierte am Mittwochabend bei Biesenthal im Landkreis Barnim, wie die Polizei mitteilte. Demnach wollte der Autofahrer mehrere Fahrzeuge überholen und stieß dabei mit drei von vier entgegenkommenden Mopeds zusammen. Der Wagen geriet anschließend in Brand. Die drei Fahrer der Kleinkrafträder sowie eine 14-jährige Mitfahrerin auf einem der Mopeds erlitten bei der Kollision so schwere Verletzungen, dass sie noch an der Unfallstelle starben. Bei den Moped-Fahrern handelte es sich laut Polizeiangaben um drei junge Männer im Alter von 15, 16 und 19 Jahren. Der Fahrer des vierten Mopeds konnte dem Wagen ausweichen und blieb unverletzt. Der Autofahrer wurde verletzt mit einem Rettungshubschrauber in ein Krankenhaus gebracht.

NEUER WELT-INDEX

Mädchen-Gesundheit verbessert

Die Gesundheit von Mädchen hat sich einer neuen Analyse zufolge seit Beginn des Jahrtausends in vielen Ländern verbessert. Zwischen den Jahren 2000 und 2023 gab es in 178 von 192 untersuchten Ländern eine positive Entwicklung. Das zeigt der erste „Weltmädchenindex“, den die Entwicklungs- und Hilfsorganisation Plan International und das Institut für Friedenssicherungsrecht und Humanitäres Völkerrecht der Ruhr-Universität Bochum am Donnerstag veröffentlicht haben. Demnach hat sich die Sterblichkeit von Mädchen in dem Zeitraum weltweit mehr als halbiert. Zugleich sank die Wahrscheinlichkeit für Mädchen, ein Kind zu bekommen, in dieser Zeit um ein Drittel. Der Index betrachtet weltweit die Gesundheit von Mädchen im Alter zwischen fünf und 19 Jahren.

WELT-KÜNSTLERAUSGABEN DER LETZTEN JAHRE

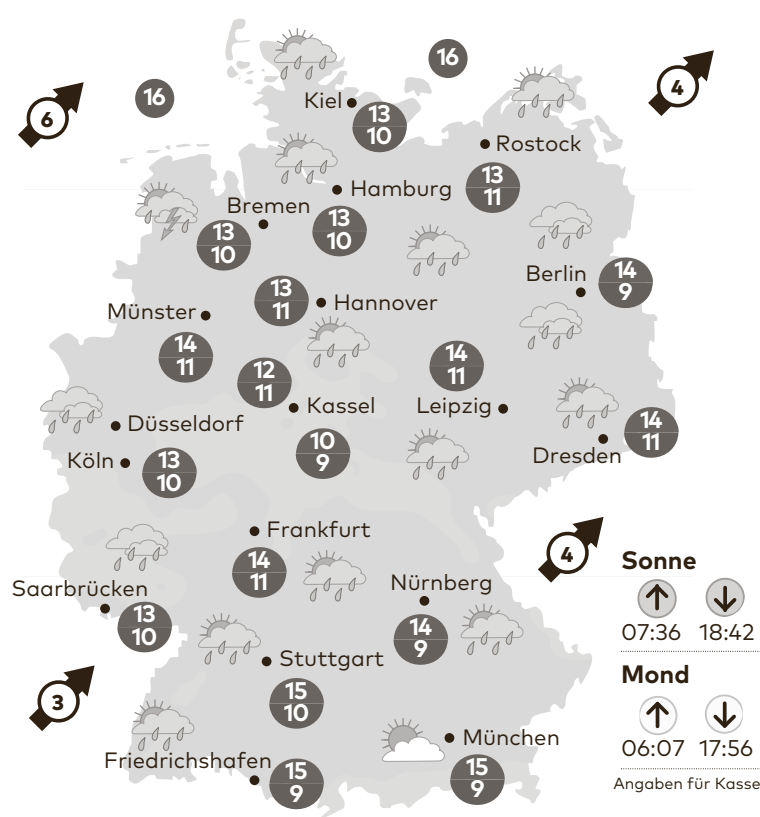
Ob KAWS, Anselm Kiefer, David Hockney oder Katharina Grosse – bereits 17 Künstler haben DIE WELT in ein Kunstobjekt verwandelt. Sie haben eine Künstlerausgabe der letzten Jahre verpasst? Unter www.welt.de/kuenstler haben Sie die Möglichkeit, einzelne, noch vorhandene Ausgaben nachzubestellen.

WETTER

Zunehmender Regen, starker Wind, Sturmböen

Heute: Von Westen breiten sich graue Wolken mit Regen nach Osten aus. An der Nordsee entladen sich Gewitter. Im Süden scheint nach Nebel erst die Sonne, später fällt auch nördlich der Donau Regen. An den Alpen bleibt es vorerst trocken. 8 bis 16 Grad werden maximal erwartet. Der Wind weht frisch bis stark um Südwest.

Biowetter: Zurzeit hat das Wetter einen großen Einfluss auf den Organismus. Herz und Kreislauf werden belastet. Asthmatiker leiden ebenfalls unter der Wetterlage, sie müssen verstärkt mit Atembeschwerden, Rheumakranke mit stärkeren Schmerzen rechnen.





Deposteron, 2021 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Kontrollversagen im Wehrressort

Misstände im Sanitätsdienst: Rechnungshof und Wehrbeauftragter sind alarmiert. Doch das Verteidigungsministerium vernachlässigt seine Pflichten – womöglich durchaus bewusst

Rund 3000 Beschäftigte arbeiten im Bundesministerium der Verteidigung. Das Ressort von Boris Pistorius (SPD) trägt als oberste Fachaufsichts- und Dienstbehörde der Bundeswehr die Verantwortung dafür, Misstände zu erkennen, Vorschriften durchzusetzen und die nachgeordneten Geschäftsbereiche wirksam zu steuern. Doch es gibt Bereiche, da ignoriert das Ministerium diese Verantwortung.

THORSTEN JUNGHOLT

Zum Beispiel beim Sanitätsdienst der Bundeswehr. Dessen zentrale Aufgabe ist es, die Gesundheitsversorgung der Soldaten im In- und Ausland sicherzustellen. Seit zehn Jahren weisen Kontrollinstanzen wie der Bundesrechnungshof und der Wehrbeauftragte des Bundestags darauf hin, dass es dabei zu Versäumnissen kommt. Doch das Ministerium verfährt nach dem Motto: nichts wissen, nichts sagen, nichts steuern.

Worum geht es? Der zum Unterstützungsbereich der Bundeswehr zählende Sanitätsdienst leidet wie die gesamten Streitkräfte unter erheblichem Personalmangel. Um dennoch qualifiziertes Personal zu gewinnen und zu halten, gibt es flexible Arbeitszeitmodelle und die Möglichkeit, Nebeneinkünfte zu erwirtschaften. Das gilt grundsätzlich für die ge-

samte Bundeswehr, aber im Sanitätsdienst werden diese Optionen besonders ausgiebig genutzt.

In einem Sonderbericht vom Dezember 2025 schildert der Bundesrechnungshof ein System, das seit vielen Jahren außerhalb wirksamer Kontrolle läuft. So ist es zwar erlaubt, dass Ärzte in den fünf Bundeswehrkrankenhäusern neben ihrer regulären Tätigkeit zivile Patienten behandeln und diese Leistungen privat abrechnen. Doch diese Nebentätigkeiten dürfen grundsätzlich nicht mehr als acht Stunden pro Woche in Anspruch nehmen, die Zusatzeinkünfte sind auf 40 Prozent des regulären Jahresgehalts gedeckelt. Soweit die Theorie. Die Abrechnungspraxis von 40 Ärzten am Bundeswehrzentral Krankenhaus Koblenz ergibt laut einer zwei Jahre währenden Untersuchung des Rechnungshofs eine andere Bilanz: Die Mediziner erzielten zusammen Zusatzeinkünfte von insgesamt 5,6 Millionen Euro. Die jährlichen Nebeneinkünfte reichten von wenigen Hundert Euro bis zu 418.815 Euro. Fast die Hälfte der „Liquidationsberechtigten“ überschritt die zulässige Einkommensgrenze um das Doppelte bis hin zum Zehnfachen.

In der Spitze lagen die Zusatzeinkünfte fast beim Vierfachen des regulären Jahresgehalts. Einzelne Ärzte nahmen mehr als 1400 Privatbehandlungen im Jahr vor, in Spitzenfällen wurden bis zu 191 Privatbehandlungen pro Woche registriert. Gleichzeitig, so die Prüfer, hätten Soldaten

häufig Schwierigkeiten gehabt, Facharzttermine etwa bei Augen- oder HNO-Ärzten in Bundeswehrkrankenhäusern zu erhalten: „Vielfach müssen sie dann zivile Ärzte aufsuchen. Dies führt zu zusätzlichen Kosten für den Bund.“

Bereits 2016 hatte der Rechnungshof ähnliche Mängel beanstandet, doch die Lage habe sich „nicht verbessert, sondern teilweise noch verschärft“, bemängeln die staatlichen Finanzkontrolleure, die deshalb zu einem vernichtenden Urteil kamen: Das Ministerium habe die Entwicklung „übersehen oder einfach ignoriert“, seine Steuerungsfunktion nicht wahrgenommen und Jahre nach der ersten Rüge nicht einmal eine belastbare Datengrundlage über den Umfang der Behandlungen vorlegen können. Das Ressort könne letztlich nur mutmaßen, ob die geltenden Regeln eingehalten würden, so der Rechnungshof, der daran erinnert: „Die Kapazitäten der Bundeswehrkrankenhäuser dienen vorrangig der Behandlung von Soldaten.“

Der Wehrbeauftragte des Bundestags, Henning Otte (CDU), griff das Thema in seinem aktuellen Jahresbericht auf. Nach mehreren Eingaben liefen an verschiedenen Klinikstandorten disziplinare Vorermittlungen, so Otte. Im Raum stünden nicht nur die zeitliche und finanzielle Überdehnung genehmigter Tätigkeiten, sondern auch unangemeldete Nebentätigkeiten. Zudem gebe es Vorwürfe, unterstelltes Personal sei bei der Behandlung am-

bulanter Privatpatienten ohne Genehmigung oder angemessene Vergütung eingesetzt worden. Die Ermittlungen zu den „schwerwiegenden Vorwürfen“ dauerten an.

Es drängen sich mithin mehrere Fragen auf. Zunächst die nach der Dimension. WELT fragte das Ministerium, wie viele Ärzte und wie viel Assistenzpersonal die Möglichkeit zur Privatliquidation wahrnehmen. Die Antwort: „Da die Genehmigung und Kontrolle der Auflagen beim Vorgesetzten liegt, liegt hiesig keine Statistik im Sinne Ihrer Fragestellung vor.“ Man weiß es also nicht. Nächste Frage: Um wie viele Fälle von disziplinären Ermittlungen handelt es sich? Antwort: „Hierfür zuständig sind die jeweiligen Disziplinarvorgesetzten. Je nach Fallkonstellation werden auch Verfahren durch die zuständigen Wehrdisziplinaranwaltschaften geführt. Eine Gesamtübersicht liegt dem BMVg jedoch nicht vor.“ Man weiß also auch das nicht.

Schließlich: Welche Maßnahmen hat das Ministerium nach den Bemerkungen des Bundesrechnungshofs ergriffen? Antwort: Die bestehende Praxis werde überprüft, die Dienstaufsicht sei intensiviert, Vorgesetzte seien sensibilisiert worden. So ähnlich hatte das Ministerium auch dem Rechnungshof gegenüber argumentiert, der urteilte: „Dem BMVg fehlt der Wille, zu kontrollieren.“ Als Rechtfertigung führt ein Sprecher an, Nebentätigkeiten seien ein Mittel, sich im Ringen um hochqualifiziertes Personal auf dem „zunehmend kompetitiven Gesundheitsarbeitsmarkt“ zu behaupten. Genau darin liegt der Kern des Problems.

Die Bundeswehr hat Nebentätigkeiten, flexible Arbeitszeiten und Teilzeitmodelle bewusst als Instrumente der Personalgewinnung etabliert. Der Bundesrechnungshof bestreitet deren Sinn nicht. Er wirft dem Ministerium allerdings vor, sich nicht um die Steuerung dieser Attraktivitätsmaßnahmen gekümmert zu haben. Denn je großzügiger Freiräume und Ausnahmen gewährt werden, desto wichtiger sind belastbare Daten und wirksame Kontrollen. Auch bei den Teilzeitmodellen, die das Ministerium als Ausdruck eines modernen und familienfreundlichen Arbeitgebers versteht, fehlen grundlegende Informationen. So kann das Ministerium keine Auskunft über den Umfang der in Teilzeit arbeitenden Ärzte und medizinischen Assistenten im Sanitätsdienst geben: „Über die Genehmigung einer Teilzeitbeschäftigung entscheidet jeweils die personalführende Stelle. Im BMVg werden entsprechende Statistiken im Sinne Ihrer Fragestellung daher nicht geführt.“ Die Genehmigung von Teilzeit, versichert ein Sprecher, erfolge stets unter dem Vorbehalt dienstlicher Erfordernisse: „Die Sicherstellung der Einsatzfähigkeit und die Gewährleistung des Dienstbetriebs stehen dabei an erster Stelle.“ Das Problem des Ministeriums: In Zeiten, da die Landes- und Bündnisverteidigung wieder oberste Priorität der Streitkräfte ist, ändern sich die Maßstäbe im Verhältnis von Einsatzfähigkeit und Attraktivitätsmaßnahmen. Es reicht nicht mehr, Personal zu gewinnen. Es muss auch jederzeit verfügbar sein.

Besonders anschaulich wird das an der Litauen-Brigade, der laut Pistorius „ersten voll kampf-bereiten Brigade der Bundeswehr im Ausland“. Die abschreckende Wirkung als Vornepräsenz an der Nato-Ostflanke ergibt sich gerade dadurch, dass der Verband im Ernstfall nicht erst verlegt werden muss, sondern vor Ort unmittelbar einsatzbereit ist. „Voll kampfbereit“ heißt: nicht nur mit Kampftruppen, Waffensystemen und Munition ausgestattet, sondern auch mit allen Unterstützungsleistungen – zum Beispiel der Sanitätsversorgung. Tatsächlich kann der Sanitätsdienst das offenbar nicht leisten, die medizinische Versorgung der Brigade soll nicht ausschließlich durch dauerhaft vor Ort stationiertes Sanitätspersonal sichergestellt werden. „Die Sanitätszentren vor Ort decken einerseits routinedienstliche truppenärztliche und truppenzahnärztliche Versorgung und sanitätsdienstliche Übungs- und Einsatzunterstützung ab“, teilte das Ministerium mit. „Zusätzlich wird ein Sanitätseinsatzverband in Deutschland vorgehalten, der für den Fall eines Einsatzes der Brigade nach Litauen verlegt werden kann.“ Darüber hinaus, so das Ressort, „setzen wir in Litauen bewusst auf einen multinationalen Ansatz mit unseren Alliierten. Die enge Zusammenarbeit mit unseren Partnern und Verbündeten vor Ort und die Nutzung des Host Nation Support (zum Beispiel Abstützen auf Fachärzte in Litauen) sind daher wesentliche Bestandteile des sanitätsdienstlichen Gesamtkonzepts.“ Ob diese Konstruktion auf Personalengpässe oder Teilzeitmodelle im Sanitätsdienst zurückzuführen ist, lässt das Ministerium offen. Man will nicht einmal offenlegen, wie viele Freiwilligenmeldungen es für den Dienst in Litauen gab: „Wir bitten um Verständnis, dass wir zur Wahrung der militärischen Sicherheit keine Details zu einzelnen Verwendungsbereichen bekanntgeben.“

Das allerdings ist eine fragwürdige Auskunft. Bei der Vorstellung des Gesamtbesetzungsstandes der Brigade am 14. September wurde ausdrücklich hervorgehoben, dass die Teilstreitkraft Cyber- und Informationsraum ihr Soll übererfüllt habe, es habe dort mehr Freiwilligenmeldungen als Bedarf gegeben. Wenn das Ministerium nun beim Sanitätsdienst auf Geheimhaltung pocht, könnte das einen einfachen Grund haben: Die Zahlen passen womöglich nicht zu den politischen Versprechen. Die Bundeswehr will zugleich moderner Arbeitgeber mit Teilzeitmodellen, Nebentätigkeiten sowie größtmöglicher Flexibilität sein und jederzeit einsatzbereite Verbände für die Bündnisverteidigung bereitstellen. Doch man kann oder will nicht einmal sagen, ob für die „voll kampfbereite“ Brigade in Litauen genügend Sanitätspersonal verfügbar ist.

Fazit: Zehn Jahre nach der ersten Rechnungshof-Rüge gibt das Verteidigungsministerium selbst auf grundlegende Fragen zum Zustand seines Sanitätsdienstes keine belastbaren Antworten. Das eigentliche Problem sind nicht die Ärzte und ihre Assistenten. Das Problem ist ministerielles Steuerungsversagen.

” EINZELNE ÄRZTE NAHMEN MEHR ALS 1400 PRIVATBEHANDLUNGEN IM JAHR VOR



PATEK PHILIPPE
GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



ES GIBT KEINEN STAR

EINE GESCHICHTE ÜBER KOLLEKTIONEN

„Warum haben wir bei Patek Philippe so viele Kollektionen?
Jede Kollektion hat ihren eigenen Charakter und ist innovativ.

Mit jeder Kollektion können wir unsere Kreativität ausleben. Für mich persönlich
ist Kreativität das Herz unseres Familienunternehmens.

Unsere Kunden haben nicht immer den gleichen Geschmack. Aus diesem
Grund haben wir bei Patek Philippe so viele Kollektionen. Es gibt keinen Star.“

THIERRY STERN
PRÄSIDENT, PATEK PHILIPPE



PATEK PHILIPPE SEAL
PATEK.COM/PHILOSOPHIES

FILM ANSEHEN



Steffen Bilger gehört seit dem 29. Juli der Bundesregierung an. Der Verkehrsminister rechnet wegen der Bahnsanierung zunächst mit mehr Baustellen, bevor eine Verbesserung eintritt. Bis 2029 soll die Pünktlichkeit im Fernverkehr von gut 50 auf 70 Prozent steigen.

HELGE FUHST

WELT: Als Sie vor gut zwei Monaten Verkehrsminister wurden, sagten Sie, den Tankrabbatt könne man sich in dieser Pauschalität nicht mehr leisten. Jetzt hat Ihre Koalition gerade den zweiten Tankrabbatt beschlossen. Wie konnte das passieren?

STEFFEN BILGER: Die hohen Preise sind eine Folge des Kriegs im Nahen Osten, und die Hoffnung auf Frieden und infolgedessen niedrigere Preise auf dem Weltmarkt hat sich leider nicht erfüllt. Die Koalition hat früh eine Taskforce eingesetzt, die mit der Stärkung der Rechte des Kartellamts und dem ersten Tankrabbatt schnell geeignete Maßnahmen ergriffen hat. Ich hätte einen zweiten Tankrabbatt gern vermieden. Aber die Belastung für Pendler und bestimmte Unternehmen ist zu groß, deshalb trage ich ihn mit.

WELT: Sie hielten gezielte Hilfen für besser. Gilt das noch?

BILGER: Der Tankrabbatt hat vor allem einen Vorteil: Er hilft schnell und direkt. Ein Direktauszahlungsmechanismus, mit dem der Staat Geld gezielt an die besonders Betroffenen überweist, ist noch nicht einsatzfähig. Als Verkehrsminister habe ich vor allem Branchen im Blick, die ihre Preise nicht einfach erhöhen oder weitergeben können, etwa Taxi- und Busunternehmen oder auch Spediteure. Hält die Lage an, wäre es sachgemäßer, diese auf direktem Weg zu unterstützen.

WELT: Auch weil das Benzin so teuer ist, boomt das Elektroauto. Seit Mai gibt es eine staatliche Kaufprämie, mehr als 100.000 Anträge sind seither gestellt worden. Sie läuft noch bis 2029. Braucht es die bei diesem Boom überhaupt noch?

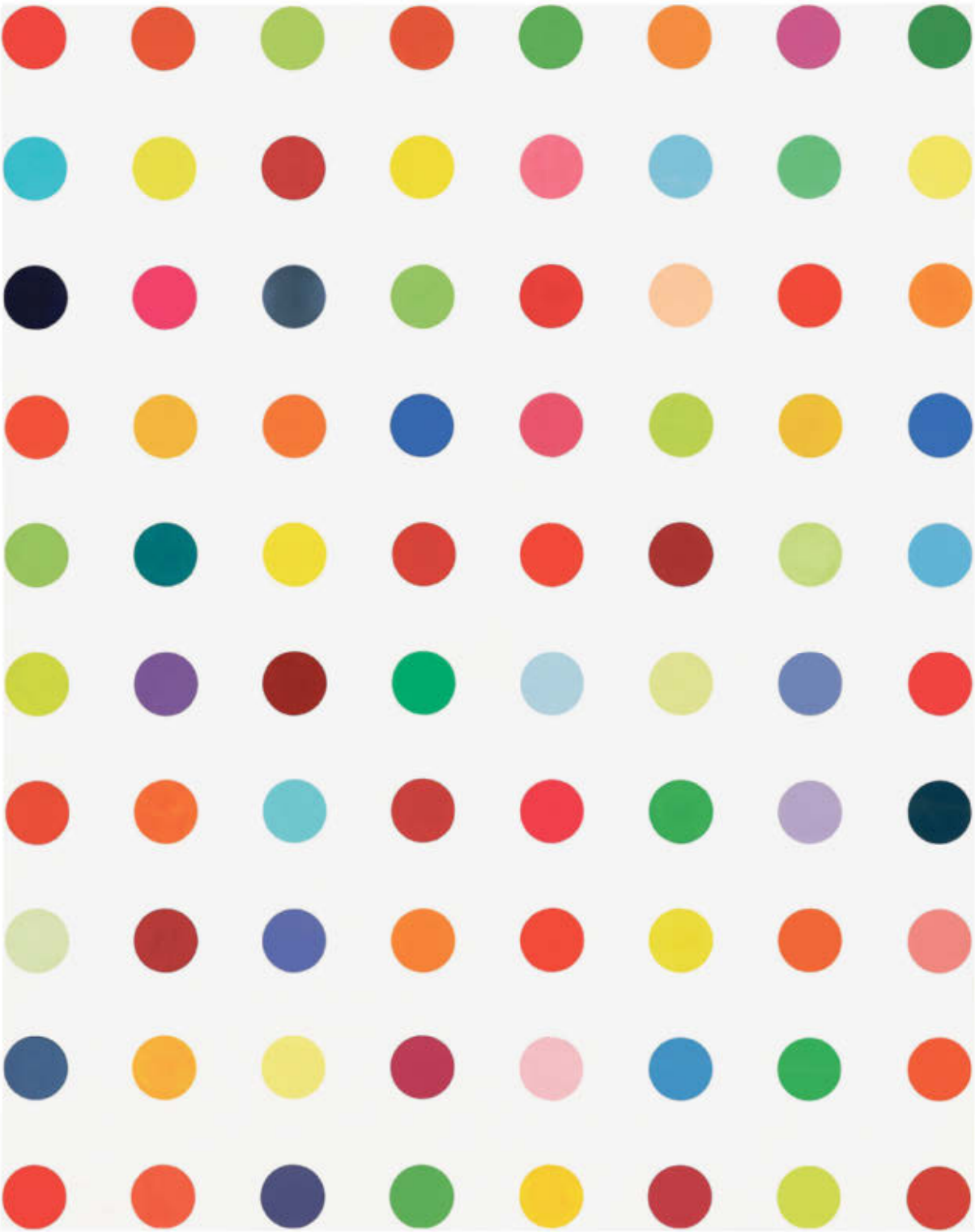
BILGER: Nach Auslaufen dieser Förderung 2029 brauchen wir meines Erachtens keine weitere, E-Autos sind absolut marktfähig. Den Hochlauf gibt es unabhängig von Prämie und Spritpreisen, beides verstärkt ihn aber aktuell. Wer zu Hause Fotovoltaik hat und laden kann, fährt mit dem E-Auto oft schon heute günstiger.

WELT: Warum muss die Prämie dann bis 2029 laufen? Sie kostet immerhin drei Milliarden Euro...

BILGER: Weil Verlässlichkeit zählt. Die Vorgängerregierung hat Förderungen sehr kurzfristig gestrichen, das zerstört Vertrauen. Viele überlegen gerade, ob sie ein E-Auto kaufen, und für einige ist die Prämie ein entscheidendes Argument. Also führen wir die Förderung fort, solange sie vereinbart wurde. Als Bundesverkehrsministerium fokussieren wir uns vor allem auf den weiteren Ausbau der Ladeinfrastruktur. Der geht mit Hochdruck voran: Aktuell kommen durchschnittlich 60 neue Ladepunkte täglich hinzu.

„Ambitioniert, aber realistisch“

Mit dem Amt des Verkehrsministers übernahm Steffen Bilger auch diverse Infrastruktur-Probleme – so will er sie lösen



Polonium, 1997 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

WELT: Sie nennen das EU-Verbot für neue Verbrenner-Autos ab 2035 einen Fehler. Kommen Sie damit in Brüssel durch?

BILGER: Es besteht ein immer größerer Konsens darüber, dass das Verbrennerverbot ein großer Fehler war. Die Bundesregierung ist sich einig, in Brüssel gemeinsam für eine Rücknahme des Verbots einzutreten. Dazu haben auch Gewerkschaften und Be-

triebsräte beigetragen. Wir wollen Autoland bleiben und für die ganze Welt Autos mit unterschiedlichen Antrieben bauen. Das kann aber nicht funktionieren, wenn in Europa der Verbrenner verboten wird. Auch bei den Verkehrsministerkollegen anderer Länder spüre ich viel Zustimmung.

WELT: Die EU-Kommission ist zuletzt auf Deutschland zugegangen: Statt

der bisher vorgesehenen 100 Prozent soll der CO₂-Ausstoß neuer Autos um 90 Prozent sinken. Reicht Ihnen das?

BILGER: Nein, da agiert die Kommission zu schwerfällig. Wenn man sich politisch einig ist, dass das Verbot keinen Sinn ergibt, muss man es auch konsequent abschaffen und nicht etwas vorschlagen, was einem Verbot gleichkommt. Das gilt für Pkw wie für Lkw. Wir verhandeln intensiv weiter.

WELT: Nicht nur Autofahren ist teuer geworden, sondern auch der Führerschein selbst. Der Führerschein der Klasse B kostet mittlerweile im Schnitt 3400 Euro, für viele junge Menschen ist das kaum zu stemmen. Die Regierung plant eine Reform. Wie viel billiger wird er?

BILGER: Mit mehr digitalem Unterricht und einer Bürokratieentlastung wollen wir die Kosten senken. Nach Prognosen von Verbänden können Fahrschüler eine Ersparnis von mehreren hundert, bestenfalls sogar bis zu 1000 Euro erwarten. Aber da gibt es große regionale Unterschiede, und mancher braucht mehr Stunden als andere.

WELT: Kommen wir zum Lieblingsthema der Deutschen: zur Bahn. Sie haben diese Woche einen Infraplan für die Bahn vorgestellt. Was steckt drin?

BILGER: Wir brauchen massive Investitionen in die Schiene, und die Mittel dafür sind jetzt da. Der Infraplan legt erstmals für fünf Jahre fest, welche konkreten Projekte von Bund und Ländern durch die Bahn umgesetzt werden sollen. Der Plan wird jährlich fortgeschrieben und schafft so Transparenz und Planbarkeit. Außerdem überarbeiten wir aktuell das Konzept der Korridorsanierungen, also die monatelange Sperrung ganzer Strecken: eine gute Idee, die aber zu oft nicht funktioniert hat. Wenn eine Strecke so lange gesperrt wurde, muss der Betrieb danach deutlich besser funktionieren. In einem nächsten Schritt wollen wir mit einem Infrastrukturfonds die Investitionen in die Schiene für die Zeit nach dem Sondervermögen sicherstellen.

WELT: Was heißt das für den Bahnfahrer: weniger Baustellen?

BILGER: Erst mal wird es zu mehr Baustellen und damit auch zu Verspätungen führen. Aber die gute Nachricht ist: Danach wird es besser. Das Netz kann nicht über Nacht instandgesetzt werden und Wunder kann ich nicht versprechen, dennoch bleibt mein Ziel eine spürbare Verbesserung. Dabei hilft auch die Digitalisierung, weil wir Strecken effizienter nutzen können, ohne neue Gleise zu bauen.

WELT: Aktuell ist nur gut die Hälfte der Züge pünktlich. Ihr Ziel ist es, dass es bis 2029 70 Prozent sein sollen. Ein Drittel der Züge käme dann immer noch zu spät...

BILGER: Das Ziel klingt nicht sehr ambitioniert, aber 70 Prozent wären eine deutliche Verbesserung im Vergleich zu jetzt. Daher ist das Ziel durchaus ambitioniert und aber auch realistisch, wenn wir jetzt entschlossen dafür arbeiten. Die Politik hat immer wieder beschlossen, mehr Reisende und mehr Güter auf die Schiene zu bringen, ohne den Ausbau der Infrastruktur konsequent mitzudenken. Das holen wir jetzt nach. Im Regionalverkehr ist die Pünktlichkeit übrigens schon jetzt deutlich besser.

WELT: Sollten dann auch die Boni im Vorstand der Deutschen Bahn an die Pünktlichkeit gekoppelt sein?

BILGER: Wir verhandeln gerade mit der Infrastruktursparte der Bahn über die sogenannte Leistungsvereinbarung.

Damit kann der Bund als Eigentümer zukünftig besser steuern und kontrollieren, ob Vereinbarungen von der Bahn eingehalten werden. Pünktlichkeit ist ein Maßstab für die variable Vergütung der Bahnmanager, aber auch Fortschritte bei der Digitalisierung der Schiene und der Instandsetzung des Netzes sollen zu den Kriterien gehören.

WELT: Die Bahn ist noch immer ein Unternehmen voll in staatlicher Hand. Vor fast 20 Jahren stand sie schon einmal vor einer Teilprivatisierung. Wäre das ein Weg aus der Bahn-Misere?

BILGER: Solche weitreichenden Strukturbatten gehören in Koalitionsverhandlungen. Im geltenden Koalitionsvertrag steht schon eine Vielzahl an Aufgaben: Infraplan, Korridorsanierung, ein Zielfeld 2035. Die Bahn soll im Eigentum des Bundes ein erfolgreiches Unternehmen sein, das den Kunden ein gutes Erlebnis bietet und wirtschaftlich besteht.

WELT: Ihr Vorgänger hatte heftig mit Finanzminister Lars Klingbeil (SPD) um mehr Geld für die Autobahnen gestritten. Sie haben offenbar einen Weg gefunden.

BILGER: Der Kanzler hat mir klar aufgetragen, mich um die Finanzierung zu kümmern. Dazu haben wir diese Woche einen wichtigen Schritt gemacht: Das Kabinett hat beschlossen, dass die Autobahngesellschaft eigene Kredite aufnehmen darf. Das gibt uns Spielraum, macht uns unabhängiger vom jeweiligen Haushalt und erlaubt, öffentlich-private Partnerschaften effizienter zu nutzen. So können wir umsetzen, was die Koalition beschlossen hat: Was fertig geplant ist, wird gebaut. Dem Finanzminister bin ich für die gute Zusammenarbeit dankbar.

WELT: Zum Amtsantritt sagten Sie, Sie bräuchten kaum Einarbeitung, weil Sie das Haus kennen. Hat Sie in den zwei Monaten trotzdem etwas überrascht?

BILGER: Positiv überrascht hat mich in der verkehrspolitischen Debatte heutzutage der Pragmatismus. Wir führen in der Gesellschaft weniger ideologische Debatten als früher, beispielsweise über den Sinn von Investitionen in die Straßeninfrastruktur muss man kaum noch diskutieren. Das nehme ich in der Gesellschaft wahr, aber auch in der Politik: Nach der Landtagswahl in Baden-Württemberg war ich an den Sondierungsgesprächen zwischen Grünen und CDU beteiligt: Wir waren uns in der Verkehrspolitik schnell einig. Das war in früheren Zeiten ganz anders.

WELT: In vielen Ressorts hakt es bei den Reformen der Koalition. Läuft es bei Ihnen mit der SPD besser?

BILGER: Ich kann mich über die Zusammenarbeit mit SPD-Häusern nicht beklagen. Mit der Justizministerin war ich schnell einig über eine Verschärfung des Strafrechts bei Angriffen auf Bahnmitarbeiter, mit dem Finanzminister über die Kreditfähigkeit der Autobahn und mit dem Umweltminister habe ich eine Initiative für den Ausbau der Lade-Infrastruktur und Wasserstoff in unseren Nachbarländern gestartet. Mir ist aber klar, dass es in anderen Bereichen politisch schwieriger ist.

Andy Burnhams heikle Mission in Berlin

Knapp drei Monate nach seiner Ernennung zum britischen Premierminister hat Andy Burnham Bundeskanzler Friedrich Merz in Berlin getroffen. Der Antrittsbesuch fand nur wenige Wochen vor dem Gipfeltreffen zwischen Großbritannien und der EU im November statt, bei dem Burnham die künftigen Beziehungen grundsätzlich neu vermessen will.

JAMES CRISP, JOE BARNES UND TONY DIVER

Vergangene Woche hatte er den Delegierten in seiner ersten Rede als Premierminister auf dem Labour-Parteitag erklärt, der Brexit habe dem Land „mehr geschadet als genutzt“.

Zugleich kündigte er an, rund um das Brüsseler Treffen „Optionen“ für eine Rückkehr in die Union aufzuzeigen. Der Zeitpunkt des Treffens mit Merz dürfte daher strategisch gewählt sein: Burnham wird den Bundeskanzler voraussichtlich dazu drängen, Druck auf Brüssel auszuüben, damit britische Unternehmen Zugang zu EU-Verteidigungskrediten und Industriesubventionen bekommen. Merz wiederum wird ihm nach Informationen aus Regierungskreisen deutlich machen, dass dies nur möglich ist, wenn London seine Zölle auf chinesische E-Autos von derzeit zehn auf die von Brüssel verhängten 45 Prozent anhebt. Für die chi-

Der neue britische Premier reist kurz vor dem Gipfeltreffen zwischen Großbritannien und der EU nach Deutschland. Er wirbt beim Kanzler um Rückendeckung für seinen Europa-Plan

nesischen Modelle würde das einen jähen Preissprung bedeuten. Und es birgt das Risiko, Peking zu erzürnen, das diese Aussicht Anfang der Woche bereits mit „ernster Besorgnis“ quittiert hatte.

Ohne eine Einigung droht der britischen Industrie der Ausschluss aus den geplanten „Made in Europe“-Regeln – dem EU-Programm, das europäische Hersteller gegen die Konkurrenz billiger chinesischer Importe in Stellung bringen soll. Berlin ist einer Beteiligung Großbritanniens grundsätzlich wohlgesonnen: Zu eng sind die Lieferketten zwischen beiden Ländern, als dass man London ohne Not vor der Tür lassen wollte. Das gilt für die „Made in Euro-

pe“-Vorgaben ebenso wie für Kredite im Rahmen von Security Action for Europe (SAFE) – dem Herzstück der EU-Rüstungsfinanzierung. Unter den Mitgliedstaaten und in der Europäischen Kommission ist allerdings umstritten, wie weit sich diese Instrumente für Nicht-EU-Staaten wie Großbritannien überhaupt öffnen lassen.

Frankreich etwa pocht auf einen Vorrang für EU-Mitglieder – mit dem Argument, dass diese aufgrund der hohen Beträge, die sie bereits für die Mitgliedschaft zahlen, auch mehr herausbekommen sollten. In Berlin hingegen gilt die Rechnung: Wenn London sich bereit erklärt, den Zoll auf chinesische E-Autos anzuheben, nähme das dem Vorwurf die Spitze, die Briten wollten sich wieder einmal die Rosinen herauspicken. Andere Hauptstädte wiederum fürchten, dass Großbritannien zum Einfallstor in der neuen protektionistischen Mauer wird, solange es die eigenen Zölle nicht an die EU-Sätze angleicht. Eine Anhebung des E-Auto-Zolls würde zudem einen Präzedenzfall für andere strategische Sektoren schaffen, die im „Made in Europe“-Gesetz enthalten sind. Dazu gehören grüne Technologien sowie der Stahl- und Aluminiumsektor.

Im September hatte ein EU-Beamter öffentlich erklärt, Großbritannien müsse der Zollunion beitreten, um sich für die „Made in Europe“-Vorteile zu quali-

fizieren. Das würde mühsame Verhandlungen Branche für Branche über die Angleichung einzelner Zollsätze ersparen – aber zugleich das Ende des Brexit-Traums eines „Global Britain“ mit einer souveränen britischen Handelspolitik bedeuten. Denn in einer Zollunion würde Brüssel sämtliche britischen Zölle festlegen, und die Freihandelsverhandlungen wären faktisch wieder an die EU-Kommission ausgelagert.

So weit will London offenbar nicht gehen. Nach Informationen aus Regierungskreisen prüfen britische Handelsdiplomaten die Möglichkeit einer Zollanhebung – eine vollständige Angleichung über den Beitritt zur Zollunion steht hingegen nicht zur Debatte.

Burnham hatte darauf gedrängt, den Industrial Accelerator Act – das EU-Gesetz, das die „Made in Europe“-Mechanik rechtlich untermauert – auf die Tagesordnung des Gipfels zu setzen. Die Kommission lehnte das ab. „Wenn man sich als Land qualifizieren will, das Partner Europas ist und das Siegel ‚Made in Europe‘ bekommt, dann können wir nicht akzeptieren, dass dieses Land niedrigere Zölle hat als die, die wir erheben“, sagte ein EU-Diplomat dem britischen „Telegraph“. „Sonst könnte China seine Elektroautos einfach nach Großbritannien verschiffen, wo sie dann als ‚Made in Europe‘ eingestuft werden – und das wäre die Hintertür.“

In Brüssel wird vermutet, dass Berlin und Paris gegenüber London auch deshalb eine härtere Linie fahren, um sich Zugeständnisse bei den Verhandlungen über Emissionsstandards zu sichern. Die Bundesregierung kämpft darum, Fahrzeuge mit Verbrennungsmotor über das für 2035 geplante Verbot hinaus weiter bauen zu dürfen. Ein Regierungssprecher in London teilte mit: „Wir treffen handelspolitische Entscheidungen stets eigenständig und ausschließlich nach den wirtschaftlichen Interessen Großbritanniens und seiner Industrie. Europa und Großbritannien stehen aber vor vielen gleichen Herausforderungen. Deshalb ist es entscheidend, dass wir die Handelsströme zwischen uns schützen.“

Burnham und Merz werden in Berlin auch ein neues Jugendmobilitätsabkommen würdigen, das deutschen Schülern die Teilnahme an Austauschprogrammen erleichtern soll. Berlin hatte beklagt, dass die neuen Regeln seit dem Brexit viele deutsche Jugendliche von einem Austausch abgehalten hätten. Seit August dürfen deutsche Schüler nun ohne Pass nach Großbritannien einreisen, sofern ihr Name auf speziellen Listen steht, die den britischen Grenzbeamten vorab übermittelt werden. Umgekehrt gilt die Erleichterung nicht: Britische Schüler brauchen weiterhin einen Reisepass, um nach Deutschland zu kommen. Beide Regierungschefs wollen in Berlin außer-

dem über die Unterstützung der Ukraine sowie über die Instabilität im Nahen Osten und die Folgen von Störungen auf globalen Handelsrouten wie der Straße von Hormus sprechen. Daneben werden London und Berlin eine neue Partnerschaft gegen hybride Bedrohungen ankündigen, die vor allem russischen Cyberangriffen und Sabotageakten entgegenwirken soll. Informationen sollen getauscht und Maßnahmen koordiniert werden, um Bedrohungen für kritische Infrastrukturen rechtzeitig zu erkennen, abzuschrecken und zu vereiteln. Als jüngster Referenzfall gilt der vereitelte Drohnenanschlagsplan in Leipzig. „Angriffe auf unsere Infrastruktur, unsere Unternehmen und unsere Demokratien sind keine ferne Bedrohung“, erklärte Burnham. „Sie dringen bis in die Wohnzimmer und an die Arbeitsplätze der Menschen vor, und sie zielen darauf, uns zu schwächen und zu spalten. Großbritannien und Deutschland bündeln heute ihre Kräfte, um diese Aktivitäten aufzuspüren, offenzulegen und zu stören. Sicherheit und Wachstum gehen Hand in Hand – und beides muss in jeder Stadt und jedem Ort unserer beiden Länder spürbar sein.“

Dieser Text erschien zuerst in der WELT-Partnerpublikation „The Telegraph“. Übersetzt und redaktionell bearbeitet von Lara Jäkel.



Fortschritt
durch KI

Innovative
Prävention

GESUNDHEIT
ERHALTEN

Starker Gesundheitsschutz für Beamte

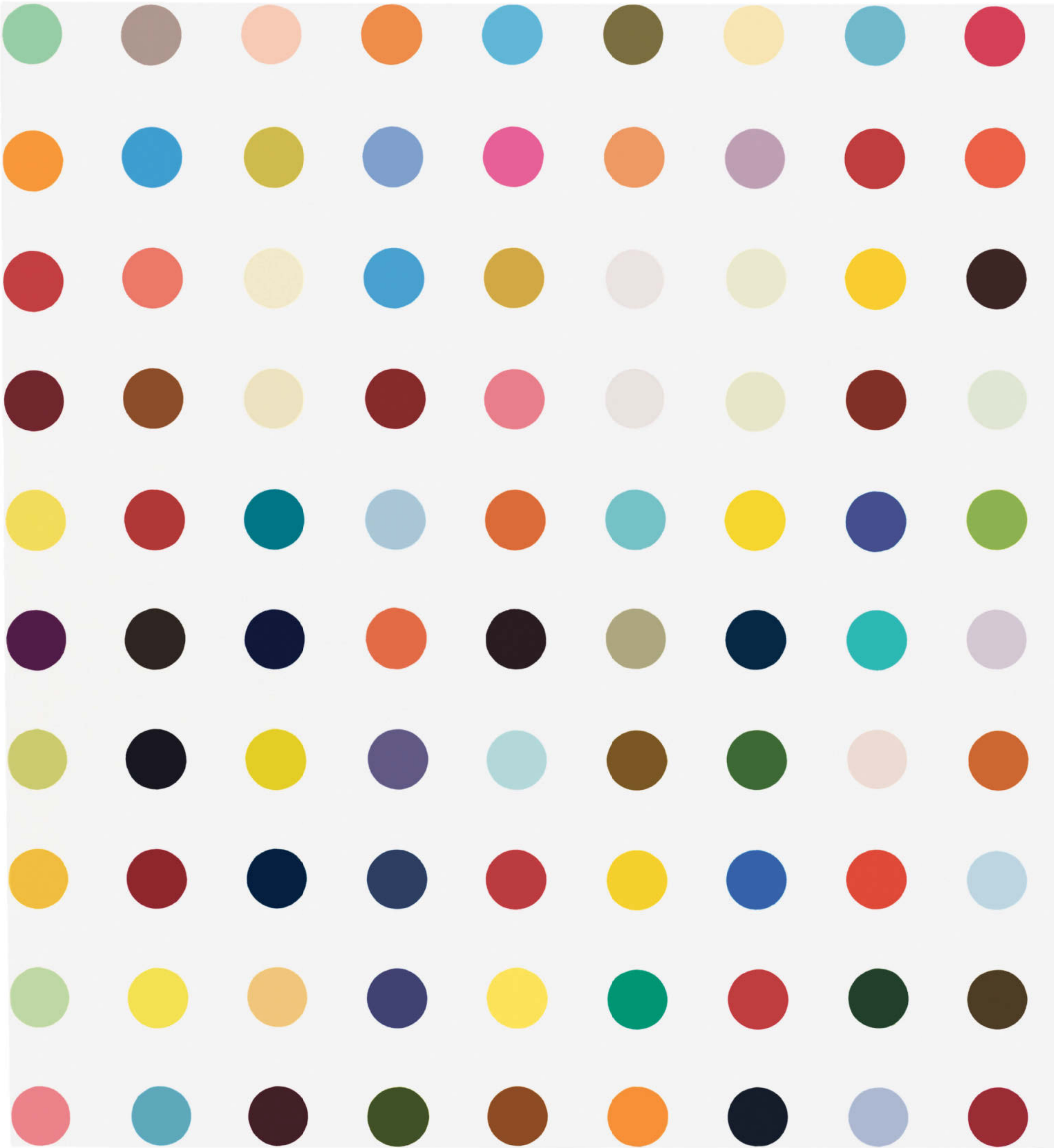
Top Krankenversicherung,
passend zu Ihrer Beihilfe:
erstklassige Konditionen,
garantierte Beitragsrücker-
stattung und Belohnung
von gesundem
Lebensstil.

Medizin der Zukunft

HanseMerkur bietet ihren Kunden Zugang zu medizinischem Fortschritt – selbstverständlich auch mit gezieltem Einsatz Künstlicher Intelligenz. Zum Beispiel bei der Schlaganfallprävention, bei der Kardiologen mit KI-Technologie frühzeitig Vorhofflimmern erkennen. Nur eine von vielen innovativen Leistungen unserer Privaten Krankenversicherung, denn Hand in Hand ist HanseMerkur.



Hand in Hand ist
HanseMerkur



Morphine Sulphate, 1993 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

„Dann spüre ich ohnehin nichts mehr“

Ein Ortsbesuch bei jungen Ukrainern, die freiwillig an die Front gehen und gegen die Russen kämpfen. Wie bereiten sie sich vor, wie sieht ihr Alltag aus?

Heute Abend zieht „Schram“ in den Krieg. Er wird seinen Helm und die kugelsichere Weste anziehen, sich das Maschinengewehr über die Schulter hängen. Der 19-Jährige wartet auf seinen ersten Kampfeinsatz. „Ich weiß, wohin ich gehe“, sagt er fast emotionslos. Er geht an die Front. Genauer gesagt, auf eine Gefechtsposition der Infanterie, irgendwo hinter Charkiw in der Nähe zur russischen Grenze.

JERZY SOBOTTA UND ALEKSANDER PALIKOT

„Schram“ ist sein Rufname, er dient bei der Brigade „Khartia“. Im zivilen Leben heißt er Artem. Er ist drahtig, durchtrainiert und freiwillig beim Militär. Artem gehört zur wachsenden Zahl junger Ukrainer aus der Gen Z, die sich freiwillig zur Armee melden. Der Krieg hat begonnen, als sie Kinder waren, sie sind mit ihm erwachsen geworden – und nun werden sie selbst Teil von ihm. Artem sitzt auf einem Stockbett aus Metall. Glattrasiert, Kurzhaarschnitt, ernster Blick. Das Einfamilienhaus steht in einem Vorort von Charkiw, jenseits des letzten Checkpoints. Die Straßen sind zum Schutz vor Kamikazedrohnen mit Fischernetzen verhängen. Von vielen Gebäuden ist nach Bombeneinschlägen nur noch Schutt übrig.

Früher hat hier mal eine Familie gelebt, jetzt liegen Schlafsäcke und Armeerucksäcke auf dem Boden. Aus der Küche hört man Wasser auf dem Gasherd köcheln, in der Ferne die Schüsse der Artillerie. „Wie es auf der Position aussieht, das weiß ich nicht. Ich war ja noch nicht dort“, sagt er. „Man muss ganz sicher graben.“ Denn seine Stellung, das ist ein Erdloch ganz vorn in der sogenannten Todeszone. Darin wird er wochenlang sitzen, vielleicht sogar monatelang. Fronteinsätze sind länger geworden, Rotationen seltener. Nicht nur, weil der Ukraine die Soldaten fehlen. Die Drohnen haben den Krieg verändert. Das größte Risiko ist heute oft nicht mehr die Zeit in der Stellung, sondern der Weg dorthin.

Rund ein Dutzend Kilometer wird Artem zu Fuß zurücklegen müssen. Mit über 20 Kilo Marschgepäck und seinem Maschinengewehr, unter Baumreihen und Büschen vor russischen Späh- und Kamikazedrohnen versteckt, die fast alles sehen, was sich in der Todeszone bewegt. „Mindestens drei Tage werden wir dort hingehen. Unsere Jungs haben neulich sogar mal einen Monat und drei Tage gebraucht“, sagt er.

Noch vor wenigen Wochen hat er Päckchen in einem Verteilzentrum in Warschau sortiert. Seine Mutter hat ihn nach Polen geschickt, kurz bevor er volljährig war. Ihr Artem sollte nicht im Krieg landen. Doch genau dort will er hin, seit seinem fünfzehnten Lebensjahr, seit die Vollinvasion in die Ukraine begann. In Polen fühlt er sich fremd. Als er eines Abends mit anderen ukrainischen Jugendlichen im Zentrum unterwegs ist, werden sie von einer Gruppe junger Polen beleidigt

und mit Pfefferspray angegriffen: „Verpissst euch, geht in den Krieg“, hätten die gerufen. Das tut Artem. „Ich bin 18 geworden, drüben sterben unsere Jungs. Was sitze ich hier in Warschau rum?“ – das sei ihm damals durch den Kopf gegangen, sagt er.

Ohne seiner Familie Bescheid zu geben, fährt er in die Ukraine und unterschreibt einen besonderen Vertrag mit der Armee: den „Kontrakt 18–24“. Mit dem Programm wirbt das Militär um Freiwillige, die noch zu jung sind, um regulär eingezogen zu werden. Wer unterschreibt, verpflichtet sich für ein Jahr als Infanterist oder für zwei Jahre als Drohnenpilot. Dafür verspricht die Armee hohe Prämien und deutlich besseren Sold. Auch Frauen können teilnehmen. Manche Rekruten lockt das Geld, andere die Aussicht auf Aufstieg.

Doch bei vielen ist es die Einsicht, dass der Krieg ohnehin ihr Leben bestimmt. Statt ihm ohnmächtig ausgeliefert zu sein, wollen sie einen Einfluss auf ihn nehmen. Artem sagt, dass ihn weder das Geld noch andere Vorteile interessieren, die er als Freiwilliger gegenüber eingezogenen Soldaten hat, etwa mehr Mitspracherecht über die Art der Verwendung. Er will kämpfen, bis der Krieg endet.

Doch im Moment wartet er noch auf seinen ersten Kampfeinsatz. Vier Stunden noch, dann soll es losgehen. „Anfangs hatte ich etwas Angst. Aber dann habe ich mich moralisch darauf vorbereitet und jetzt bin ich bereit“, sagt er. Auf der rechten Seite seines Halses sind drei schwarze christliche Kreuze tätowiert. ‚Moralisch‘, das heißt für ihn, die Möglichkeit zu akzeptieren, dass er verwundet werden oder sterben könnte. Dass er selbst einen Menschen töten wird, ist selbstverständlich für ihn: „Entweder er mich oder ich ihn.“

Ähnlich sieht es auch sein Kamerad Wladyslaw, den man hier den „Griechen“ nennt. Auch er ist 19, auch er hat den Vertrag unterschrieben. „Ich bin in mich gegangen und habe mir vorgestellt, was passieren kann. Eine Verletzung tut weh, ja. Aber wenn ich sterbe, dann spüre ich ohnehin nichts mehr. Darin sehe ich nichts so Furchtbares“, sagt er mit zögernder Stimme. Sie wird heiterer, als er sein Handy zückt und ein Video zeigt. Darin sind Schüsse zu hören. Eine Kamikazedrohne mit Glasfaserleitung hat sich in einem Fischernetz verhängen. Er hat geholfen, sie abzuschießen. Es ist seine erste Trophäe. Da war er mit Artem auf einer Position der Luftverteidigung. Zur Vorbereitung, nach dem Abschluss ihres Basisstrainings. Tagelang haben sie in den Himmel hineingehört, ob nicht kleinere oder größere feindliche Drohnen über ihren Stellungen hinwegsurren.

Auch Wladyslaw wurde von seinen Eltern ins Ausland geschickt. Im bayerischen Raubling bei Rosenheim meldete er sich bei den deutschen Behörden und beantragte Schutz und Sozialhilfe. Vergeblich. Trotzdem hat er von den Deutschen ein besseres Bild als Artem von den Polen. Er habe sich für einige seiner Landsleute geschämt, sagt Wladyslaw: „Als Flüchtling bitte ich um Hilfe, der deutsche Staat schuldet mir gar nichts. Aber da gab es einige, die sich aufgeführt haben, als stünde ihnen das alles zu.“

Er ging nach Finnland. Dort klappte es mit der Sozialhilfe und er fand eine Wohnung. Aber was ihm fehlte, das war eine Zukunft. Die sah er nur beim Militär in seinem Heimatland. Das Aufnahmeverfahren war hart. Die Hälfte stieg aus, aber Wladyslaw biss sich durch, erzählt er. Und nun schläft er mit Artem im gleichen Zimmer und wartet darauf, den Krieg endlich mit eigenen Augen zu sehen.

Deutschland beschäftigt sich mit der Frage, warum ein ganzer Jahrgang von Volljährigen nur 530 Rekruten für die Bundeswehr hervorbringt. In der Ukraine stehen ihre Altersgenossen vor der Wahl, direkt an die Front zu gehen. Wie viele genau sich eineinhalb Jahre nach Beginn des Anwerbeprogramms für junge Erwachsene dazu entscheiden haben, gibt die Armee nicht preis. Vermutlich, weil es hinter ihren Erwartungen zurückbleibt. Der Militär-experte Mykola Bieleskov von der Stiftung „Come Back Alive“ hält es dennoch für sinnvoll: „Etliche Brigaden

haben über diese Verträge Hunderte hochmotivierte Freiwillige rekrutiert. Doch den Personalmangel kann das Programm allein nicht beheben.“ Die demografische Krise der 1990er-Jahre habe dazu geführt, dass es heute wenige Menschen unter 30 gibt, sagt er. Zudem verließen mehr Männer unter 22 die Ukraine, als sich freiwillig zum Militär meldeten, nachdem die Regierung die Ausreise für diese Altersgruppe vor einem Jahr erleichtert hatte. Doch es gibt auch solche wie Artem (und Wladyslaw), die ausgerechnet in diesem Moment wieder zurückkehren.

Die Freiwilligen der Gen Z kämpfen nicht nur in den Erdlöchern der Infanterie. Im umfassenden Drohnenkrieg finden viele ihren Platz dort, wo digitale Fähigkeiten ebenso wichtig sind wie körperliche Belastbarkeit. Auch junge Frauen sind dort anzutreffen. Nicht in Massen, aber es gibt sie. Etwa in Slowjansk im Donbass, wo einer der aktivsten Frontabschnitte ist. Am Stadtrand blickt man auf das Tal, in dem sich die Killzone erstreckt. Hier steht die Bauruine eines Einfamilienhauses samt Garage. Darin: zwei Gleitflieger, ein Terminal mit Computer-Bildschirmen, die zwei junge Frauengesichter beleuchten. Diana und Nina, Rufnamen „Kobra“ und die „Heilige“. Sie fliegen ihre „Falken“ über feindlichem Gebiet. „Wir suchen nach allem, was sich bewegt: Fahrzeuge, Soldaten, Kanonen. Wir markieren es und es wird vernichtet“, sagt Diana. Sie ist 21 und die Pilotin der Aufklärungsdrohne. Nina ist 20 und berechnet die Flugrouten.

Für ihre Generation ist der Krieg keine schockierende Ausnahme, die plötzlich in ihr Leben eingebrochen ist. Er ist Normalzustand. Nina war sechs, als die Russen die Krim annektierten und den Krieg im Donbass entfachten. Als sie vor Kiew standen, war sie 17 und jobbte als Barkeeperin. Schon damals wollte sie kämpfen gehen: „Aber sie haben mir gesagt: Kind, geh nach Hause.“ Weil sie eine Frau ist, vermutet sie. Als letztes Jahr das Programm für Unter-25-Jährige eingeführt wurde, war das ihr Ticket in die Armee – in die 30. Brigade, mit der sie Slowjansk verteidigt. Auch die beiden Frauen sind nicht wegen des Geldes hier, sondern aus Überzeugung, sagt Diana: „Der Feind kam in mein Land, in meine Heimat. Es ist unglaublich schwer, mitanzusehen, wie junge Männer und Frauen sterben. Es werden immer weniger. Wer soll das Land weiter verteidigen, wenn nicht wir?“ Hinter den verschiedenen Lebensläufen steht oft dieselbe Erfahrung: Sie gehen nicht aus Enthusiasmus in den Krieg, sondern weil er etwas Persönliches geworden ist. Fast jeder hat Angehörige verloren, eine Flucht erlebt oder seine Heimatstadt unter Beschuss oder in Trümmern gesehen.

In einem Raum im Obergeschoss stehen große Antennen. Im Freien würden sie zwar besser funktionieren, doch das könnte ihren Standort verraten und sie zum Ziel russischer Gleitbomben machen. Warnungen vor Angriffen bekommen die Soldatinnen auf ihr Handy und gehen dann die zerbrochenen Stufen runter in den Keller. Nachts weckt sie schon das leiseste Surren am Himmel. „Der Schlaf ist sofort weg. Man ist hellwach, sitzt da und überlegt: Soll ich in den Keller rennen oder nicht?“, sagt Nina. Bei der 22-jährigen Nastja ist es Wut, die sie an die Front gebracht hat. Ihr Rufzeichen lautet „Hamster“, und sie ist ebenfalls Drohnenpilotin im Donbass, in einer anderen Einheit. Wir treffen sie in ihrer Wohnung im Hinterland, im nahegelegenen Dorf Barwinkowe. Neben ihr sitzt ihre 20-jährige Kameradin Dori. Auf einem Übungsplatz lernen sie derzeit, wie man Mavic-Aufklärungsdrohnen nah an den feindlichen Positionen fliegt. Nastja hat viel Erfahrung, denn sie hat ihren Vertrag bereits verlängert. Davor war sie Pilotin von FPV-Drohnen, was inzwischen ähnlich gefährlich ist wie in der Infanterie zu kämpfen. Trotzdem sei ihre Arbeit „scheißgeil“, sagt sie. „Weil man die Feinde in unserem Land vernichten muss. Damit sie nicht zu anderen Menschen nach Hause kommen.“ Wie bei ihr. Nastja kommt aus Mariupol.

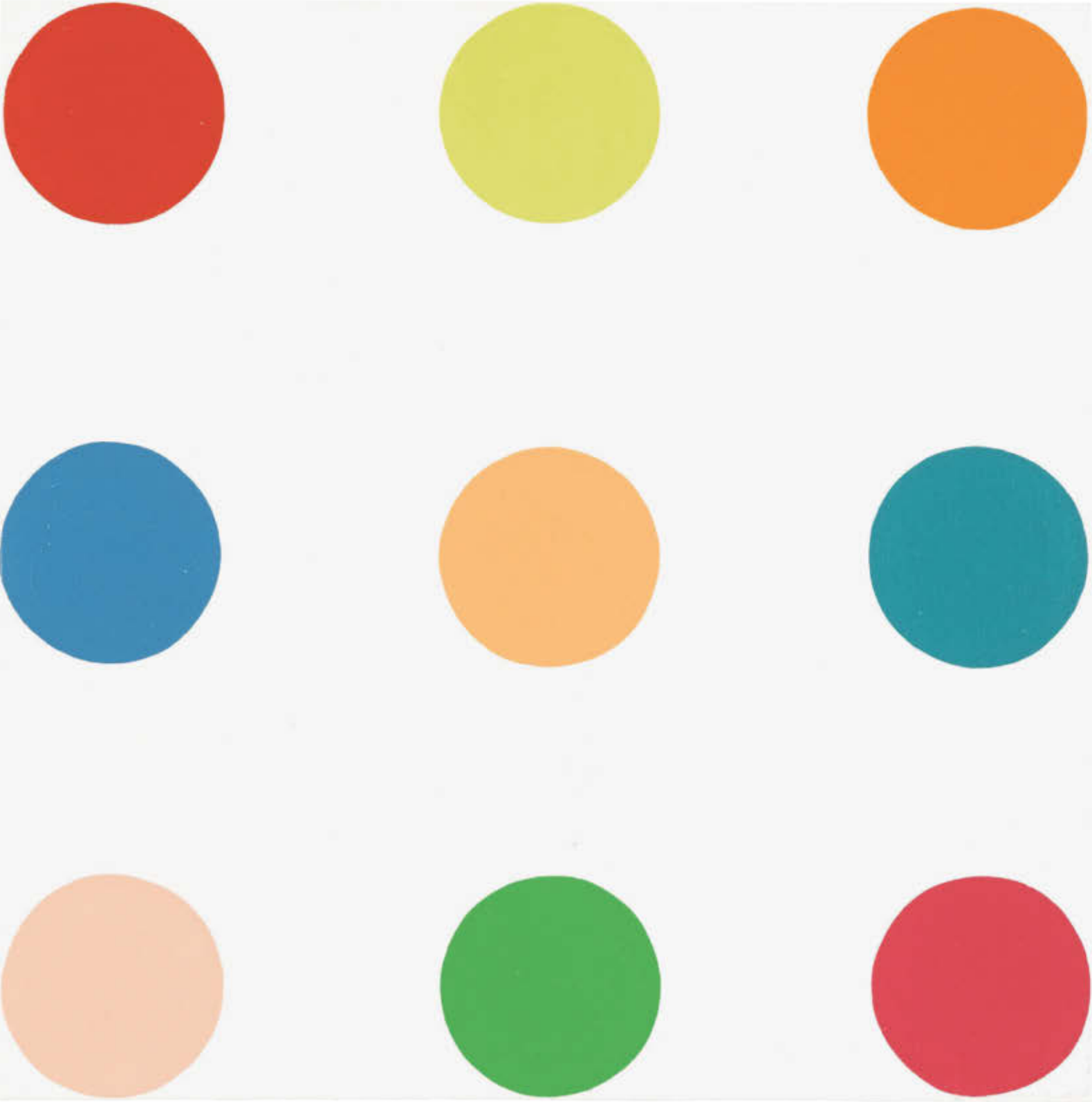
Sie hat die Zerstörung und Besetzung der Stadt als Teenager miterlebt. Nach einer Woche gelang ihr die Flucht, bei der sie von ihren Eltern und dem jüngeren Bruder getrennt wurde. „Es war ein schwerer Weg, sehr schwer“, sagt sie. Einen Monat lang hat sie sich rausgekämpft. Mit ihrer Familie kam sie erst auf ukrainisch kontrolliertem Gebiet wieder zusammen. „Sie haben meine Stadt zerstört. Sie haben meine Karriere und meine Träume zerstört. Sie haben meine Freunde getötet. Ich kann danach nicht einfach zu Hause sitzen“, sagt sie. Am häufigsten spricht sie jedoch über ihren zwölfjährigen Bruder. Sie kämpft dafür, dass er nie wieder durchmachen muss, was ihre Familie in Mariupol erlebt hat.

ESSAY

Ein Stück Holocaust für alle

Seit dem Hamas-Massaker vom 7. Oktober 2023 zeigt sich ein verstörender Hunger danach, Juden eines Massenmords zu bezichtigen. Daran tragen die Medien Mitschuld

LEON DE WINTER



Calcineurin, 1996 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Die Deutschen werden den Juden Auschwitz niemals verzeihen! In diesem schmerzlichen Satz spielt Auschwitz eine bemerkenswerte Rolle: Auschwitz als Symbol einer Zivilisations-Obszönität, die 1933 der deutschen Kultur entwich, um Millionen Juden auf dem Altar des Rassenwahns zu opfern – woraufhin die Juden über Generationen hinweg auf diese Obszönität verweisen und die Deutschen in Geiselschaft halten konnten. Der Satz soll von dem in Wien geborenen israelischen Psychoanalytiker Zvi Rex stammen. Ich muss sagen: Ich habe diesen Satz nie als etwas empfunden, das sich speziell auf Deutsche bezog. Für mich lautete er: Die Europäer werden den Juden Auschwitz niemals verzeihen! Der Satz legt den Kern dessen offen, was man „schuldabwehrenden Antisemitismus“ nennt: Judenhass, entstanden aus der Last des jüdischen Gedenkens an Auschwitz. Vor Jahren

sprach mich auf dem „Boekenbal“, dem jährlichen Ball der Verleger und Schriftsteller in Amsterdam, ein junger Mann an, der um die Mitte des Abends bereits etliche Gläser geleert hatte. Er wollte auch schreiben, so wie ich, aber er wusste noch nicht, worüber. Und dann sagte er etwas wie: Ihr habt den Holocaust, Ihr könnt immer darüber schreiben! Ich will auch ein Stück vom Holocaust, ich will auch ein Stückchen. „Thematischen Neid“ nenne ich das. Es ärgerte ihn, dass ich ohne weiteres, gratis, aus dem reichen Fundus der Geschichten meiner ermordeten Verwandten schöpfen konnte und damit – wie jeder ude – einen Platz auf dem Olymp der schrecklichen Geschichten einnahm. Hier haben wir zwei entscheidende Themen: schuldabwehrenden Antisemitismus und thematischen Neid. Ich komme gleich darauf zurück. Vor drei Jahren, am 7. Oktober 2023, wurden Juden erneut massenhaft ermordet. Diesmal in israelischen Grenzdörfern, in denen viele progressive Juden lebten, die alles daran gesetzt

hatten, friedlich mit ihren Nachbarn aus Gaza zusammenzuleben. Das Gemetzel hatte etwas Animistisches, Archaisches, etwas aus einer dunklen, vormenschlichen Vergangenheit. Innerhalb weniger Tage aber wurde nicht der Hamas, sondern Israel vorgeworfen, einen „Genozid“ zu begehen. Dieser Vorwurf wuchs weltweit zu einem moralischen Tsunami ohne Beispiel. Der Vorwurf war falsch: Israel beging keinen Genozid, sondern führte einen Stadtkrieg gegen einen Feind, der sich in Zivilkleidung zwischen und unter den Bewohnern Gazas aufhielt – wobei auf jeden geöteten Terroristen weniger als zwei Zivilisten kamen, was für einen Stadtkrieg niedrig ist, wie Militärexperten feststellen. Die Medien erklärten den israelischen „Genozid“ zum schlimmsten Massenmord der Gegenwart. Anderswo auf der Erde tobten Kriege mit weit mehr Opfern, doch sie kamen in den Medien kaum zur Sprache. Das spezifische Elend des Stadtkriegs wird in den meisten Medien verschwiegen, ebenso wie der Todeskult der isla-

mistischen Tyrannen Gazas. Und das Massaker vom 7. Oktober findet in den „Mainstream-Medien“ kaum noch Erwähnung. Die Bevölkerung Gazas ist inzwischen gewachsen – anders gesagt: Der Begriff „Genozid“ hat sich von den Fakten gelöst, so wie sich die alten antisemitischen Hassmythen von den Fakten gelöst hatten. Auf die Juden ließ sich projizieren, was man wollte: jede Form des Bösen, jeder Missstand, jede Ungerechtigkeit. Dieses Wort „Genozid“ hallt durch die Medien. Es liegen objektive Analysen der Todesfälle in Gaza vor, aber in den meisten Medien kommen sie nicht vor. Es zeigte sich ein beängstigender Hunger danach, die Schuld an einem Massenmord mit Holocaust-ähnlichen Zügen auf die Juden zu projizieren. Das Wort „Genozid“ erwies sich als ungeheuer wirksam. Schätzungsweise 90 Prozent der 15 Millionen Juden auf der Welt – mehr Juden gibt es nicht – fühlen sich stark mit Israel verbunden; mit der Dämonisierung Israels wurden also auch sie dämonisiert, und zwar so: In Israel machen sich die Juden des Genozids schuldig, und außerhalb Israels reden sie den Genozid schön. 24/7 wurde die Beschuldigung wiederholt, drei Jahre lang, und Israel wurde das „Land des Genozids“. Die Diskussion über Fakten wich der Wahrnehmung und dem Gefühl. Bei Demonstrationen tragen vollkommen anständige Bürger Schilder zum „Genozid“, dessen Opfer palästinensische Kinder seien. Sie sagen: Der Vorwurf eines Genozids ist kein ausschließlich jüdisches Vorrecht mehr, nun, da die Juden sich selbst daran schuldig machen. Der „Genozid“ gibt jedem das Recht, so zu trauern, wie die Juden getrauert haben. Der Holocaust gehört jetzt allen. Die Toten in Gaza sind nicht die Folge einer abstoßenden Kriegstaktik, bei der die Hamas wesentlich und willentlich die eigene Zivilbevölkerung opfert, eine Art „suicide by cop“ – nein, die Toten von Gaza sind die Folge des jüdischen Bösen. Mit dem Enthaupten, Vergewaltigen, Verbrennen, Verstümmeln von Juden befreite die Hamas am 7. Oktober 2023 den westlichen Menschen von Auschwitz. Mit der Projektion der Schuld an dem „Genozid“ auf die Erben hat die Unantastbarkeit des jüdischen Gedenkens an den Holocaust ihr Ende gefunden. Der schuldabwehrende Antisemitismus („Diese verdammten Juden sollen endlich aufhören mit ihrem Gerede über Auschwitz!“) und der thematische Neid („Ich will auch Zugang zu einer großen Geschichte!“) haben sich gerächt. Der „Genozid“ hat den Palästinismus geboren. Es ist ein Kult, der jeden einlädt, sich aufzulehnen. Wogegen, ist eigentlich nicht so wichtig. In erster Linie gegen die Zionisten und ihr Land, aber auch gegen fossile Brennstoffe, die Banken, Big Tech – was man will. Wie der Judenhass jahrhundertlang das irrationale Ventil für Ängste, Sorgen, Hunger und Elend war – der Jude als Mörder Jesu, der Jude als Trinker von Kinderblut, der Jude als Brunnenvergifter, der jüdische Marxist, der die bürgerliche Gesellschaft zerstört, der jüdische Kapitalist, der dasselbe tut –, so ist der „Genozid“ (den es nicht gibt und den die Juden dennoch herbeigeführt haben) der Anlass, frei hassen zu dürfen. Und damit sind die Zionisten dieselben Objekte der Obsession wie die Juden: Der Antizionismus ist das irrationale Ventil für die Ängste und Sorgen vieler in unserem Abschnitt der Geschichte. Es ist zu bezweifeln, dass Yahya Sinwar, der Erfinder der Barbarei des 7. Oktober 2023, beim Ermorden von Juden vorhergesehen hat, dass ausgerechnet der Judenhass auflodern würde. Aber es ist die bizarre, absurde Folge davon. 80 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs hat ein fiktiver Genozid den Sicherheitskordon um das Phänomen des Judenhasses durchbrochen. Er befreit viele von einem latenten Schuldgefühl. Er gibt viele die Gelegenheit, einen Genozid zu verurteilen, während er „live“ stattfindet. Er verführt viele dazu, sich den Mantel des Genozid-Anklägers überzustreifen, um die Juden anschließend beschuldigen zu können, genauso schlimm zu sein wie die Nazis. Nach dem „Genozid“ ist es jedem freigestellt, ein Stück Holocaust zu erleben. Die Juden können Auschwitz nicht mehr exklusiv für sich behalten, nun, da wir inklusiv das Entsetzen über den „Genozid“ in Gaza teilen. Auschwitz 4 all. Die Juden haben niemals das Blut von Christenkindern für Mazzen verwendet, auch wenn viele das behauptet haben. Die Juden haben ebenso wenig in Gaza einen Genozid begangen, auch wenn viele Medien das behaupten. Wir sind wieder am Anfang. Judenhass ist nach 1000 Jahren noch immer eine befreiende Empfindung, ein tragischer Webfehler unserer Zivilisation.

Leon de Winter, Sohn orthodoxer Juden, wurde durch Romane wie „Hoffmans Hunger“ und „SuperTex“ bekannt.

KOMMENTAR

Wer am Asylrecht mitverdient

FATINA KEILANI

Im Frühjahr dieses Jahres klang es nach Kahlschlag: Das Bundesinnenministerium wollte der behördenunabhängigen Asylverfahrensberatung ab 2027 sämtliche Mittel streichen. Sogleich ertönte der vertraute Chor der Kritiker aus Wohlfahrtsverbänden, freien Trägern und Vertretern von Grünen, Linke und SPD. Inzwischen ist der Kürzungsplan seinerseits gekürzt. Die Förderung fällt nicht ganz weg, sie sinkt aber um vier Fünftel von 24,5 Millionen Euro auf fünf Millionen Euro im kommenden Jahr – vorausgesetzt, das Parlament beschließt es so. Nur noch besonders vulnerable Personen sollen in den Genuss dieser Beratung kommen. Der Charme an der behördenunabhängigen Beratung ist, dass aus ihr Misstrauen gegen den Staat spricht. Eigentlich müssen die Behörden ohnehin binnen 30 Tagen nach Stellung des Asylantrags prüfen, ob jemand besonders schutzbedürftig ist. Aber es wäre doch gelacht, wenn die beteiligten NGOs nicht noch ein paar mehr Schutzbedürftige finden könnten. So ergibt auch ein verräterischer Satz der Linke-Abgeordneten Clara Bünger einen Sinn. Besonders verletzte Personen zu erkennen, ist laut Bünger nämlich selbst Teil des Auftrags der unabhängigen Asylberatung. Wer schutzbedürftig ist, das stellt sich nach Büngers Argumentation also erst in der Beratung heraus. Ein klassischer Zirkelschluss. Der Kürzungsplan bedeutet keinen Kahlschlag, sondern eine weitere Korrektur des Erbes der Ampel-Regierung. Die behördenunabhängige Beratung hatte die Ampel-Koalition eingeführt, ebenso wie den Anspruch auf einen Anwalt für Personen in Abschiebehaft. Letzteren hat die Koalition bereits wieder abgeschafft, erstere ist als Nächstes dran. Das bedeutet womöglich finanzielle Einbußen für genau die Leute, die ein Interesse daran haben, dass es möglichst viele schutzbedürftige Personen gibt, denn jedes Asylverfahren bedeutet für sie Geld und damit Stellen, Projekte, Fördertöpfe. Juristisch steht Bundesinnenminister Alexander Dobrindt (CSU) auf solidem Grund. Paragraph 12a Asylgesetz verpflichtet den Bund, die Beratung zu „fördern“. Über Umfang und Höhe sagt die Norm nichts. Das neue europäische Asylsystem Geas sieht einen Anspruch auf eine unentgeltliche Rechtsauskunft vor. Diese vorgeschriebene Beratung wird auch künftig weiter vom Bundesamt für Migration und Flüchtlinge geleistet. Der Staat finanzierte bislang also zweimal: die eigene Beratung und eine parallele, behördenunabhängige. Wer von dieser Doppelstruktur lebt, ist kein Geheimnis. Träger der Beratung sind vor allem die großen Wohlfahrtsverbände und viele NGOs, finanziert aus Bundesmitteln. Die Empörung über die Kürzung ist deshalb auch die Empörung von Zuwendungsempfängern über das Ende einer Zuwendung. Am Ende der Kette stehen die Anwälte und die Verwaltungsgerichte. Laut „NZZ“ sind bis zu drei Viertel der Klagen an deutschen Verwaltungsgerichten Asylsachen. Sie sind gerichtskostenfrei, das Prozessrisiko ist gering, und so wird ein erheblicher Teil der ablehnenden Bescheide angefochten. Andere Rechtssuchende warten derweil: auf Entscheidungen über Baugenehmigungen, Beamtenrecht, Umweltstreitigkeiten. Wer wirklich schutzbedürftig ist – das Kind ohne Eltern, das Folteropfer, die Frau, die Menschenhändlern entkommen ist –, sollte weiterhin zusätzliche Hilfe bekommen. Wegfallen sollte hingegen die Parallelstruktur, deren Betreiber zugleich darüber mitbestimmen, wie groß der Bedarf an ihnen ist.

IMPRESSUM Verleger: AXEL SPRINGER (1985†)

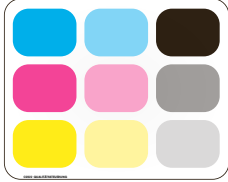
Chefredakteur: Dr. Helge Fuhst
Stellvertreter des Chefredakteurs: Oliver Michalsky
Chefredakteur in der Welt-Gruppe: Dr. Jacques Schuster
Stv. Chefredakteur KE: Alf Gersemann
Geschäftsführender Redakteur: Thomas Exner
Redaktionsleiter Digital: Tristan Filges, Stefan Prommann, Falk Schneider, Franziska Zimmerer
Leitung Editionsteam: Christian Gaertner
Creative Director: Cornelius Tittel
Politik: Gordon Repinski, Claudia Kade
Meinungsfreiheit: Andreas Rosenfelder (Ltg. und Chefkomentator) **Investigation/Reportage:** Alexander Dinger, Lars Petersen
Außenpolitik: Caroline Turzer
Wirtschaft und Geld: Moritz Seyffarth, Nando Sommerfeldt
Feuilleton: Dr. Mara Delius
Sport: Henning Feindt
Stil/Reise/Leben: Heiko Zwirner
Wissen: Clara Ott, Rouven Chlebna
Nachrichten/Gesellschaft: Leonhard Landes, Robert-Christian Tannenberg
Social: Julian Strobel
CVD/Produktion: Patricia Plate
Foto: Stefan A. Runne
Infografik: Karin Sturm
Chefökonomin: Dr. Dorothea Siems
Auslandskorrespondenten: Brüssel: Dr. Christoph Schiltz
Kapstadt: Christian Putsch
Marrakesch: Alfred Hackensberger
Moskau: Pavel Lokshin
New York: Hannes Stein
Paris: Martina Meister
Warschau: Philipp Fritz
Washington: Stefanie Bolzen

Autoren: Henryk M. Broder, Alan Posener, Hans Zippert
WELT kooperiert mit „El Pais“ (Spanien), „Gazeta Wyborcza“ (Polen), „La Repubblica“ (Italien), „Le Figaro“ (Frankreich), „Le Soir“ (Belgien), „Tages-Anzeiger“ und „Tribune de Genève“ (beide Schweiz)
Axel Springer Deutschland GmbH:
Geschäftsführung: Mathias Sanchez Luna, Christoph Eck-Schmidt, Carolin Hulshoff Pol
Managing Director WELT Print: Heiko Rudat
Anzeigen: Judith Umlauf
Vertriebsleitung: Ludger Seggewies
WELT Editorial Studio: Matthias Leonhard
Druck: Axel Springer SE, Berlin.

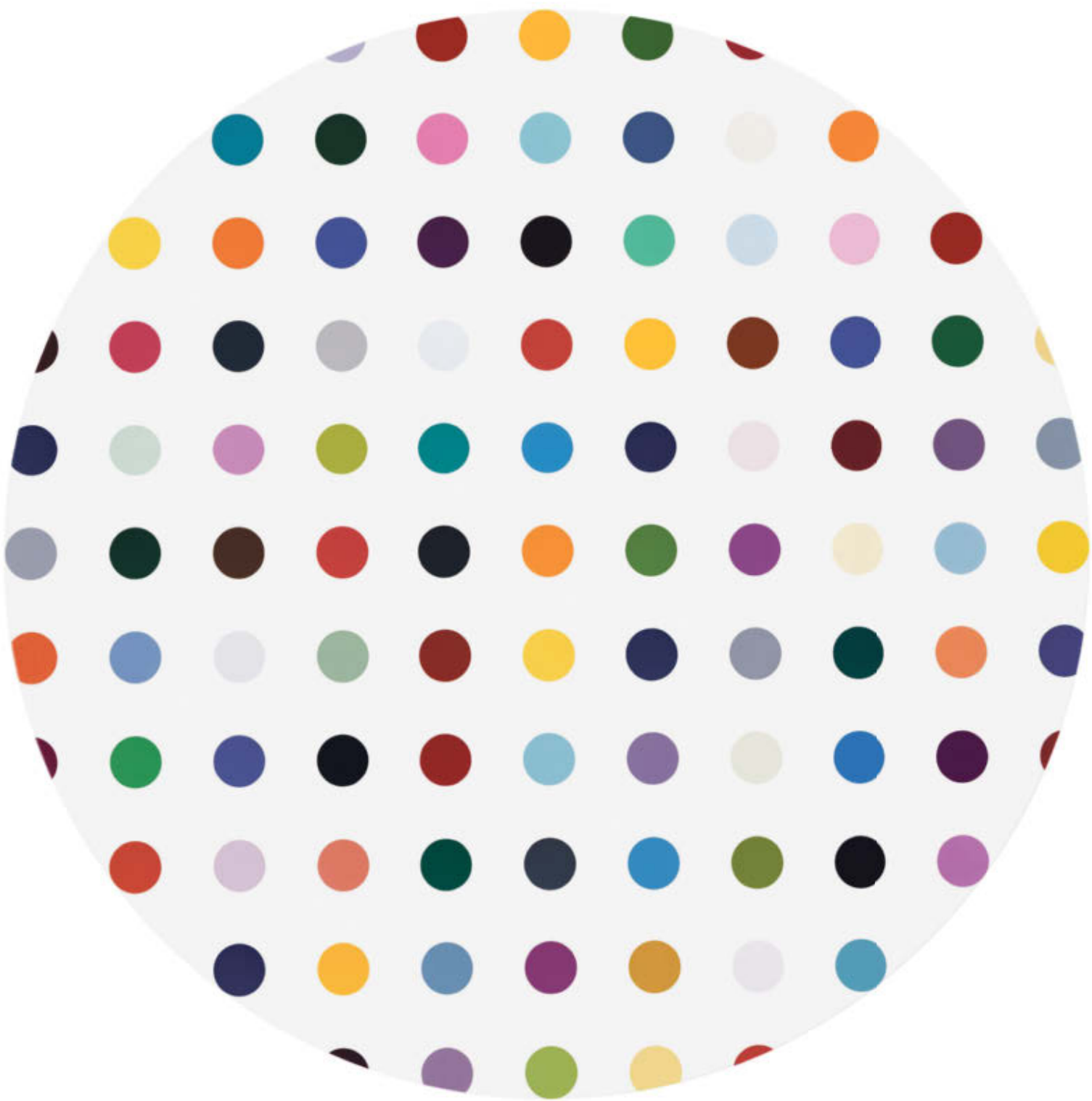
Axel Springer Druckhaus Spandau GmbH & Co. KG, Brunsbütteler Damm 156-172, 13581 Berlin; Axel Springer Offsetdruckerei Kettwig GmbH & Co. KG, Im Teelbruch 100, 45219 Essen/Kettwig; Süddeutscher Verlag GmbH, Zamdorfer Straße 40, 81677 München
Vertrieb: Sales Impact GmbH; alle 10888 Berlin, Axel-Springer-Str. 65, Tel.: +4930/25910. DIE WELT wird als Zeitung und digital vertrieben. Informationen zum Datenschutz finden Sie unter www.welt.de/datenschutz. Sie können diese auch schriftlich unter Axel Springer Deutschland GmbH, Datenschutz, Axel-Springer-Straße 65, 10969 Berlin anfordern. Alle Rechte vorbehalten (einschließlich Text und Data Mining gem. §44b UrhG). Die Rechte für die Nutzung

von Artikeln für elektr. Pressespiegel erhalten Sie über PMG Presse-Monitor GmbH & Co. KG, www.pressemonitor.de. E-Mail: info@pressemonitor.de. Für Syndikationsrechte wenden Sie sich an nachdrucke@welt.de. © 2023 Axel Springer Deutschland GmbH
Abonnementpreis: www.welt.de/produktinfo. Abo-Bestellmöglichkeit auf www.lesershop24.de/ die-welt oder unter Kundenservice Tel. 0800/935 85 37 (Mo-Fr 8-18 Uhr, Sa 8-16 Uhr, kostenfrei), E-Mail: kundenservice@welt.de. ISSN 0173-8437. DIE WELT, USPS No. 0603-590. Es gilt die WELT-Preisliste Nr. 104, gültig ab 1.1.2026, sowie die Preisliste Märkte, Ergänzung zur WELT-Preisliste

Nr. 104, gültig ab 1.1.2026. Amtliches Publikationsorgan aller deutschen Wertpapierbörsen. Keine Gewähr für unveröffentlichte Kursnotierungen. Für unverlangt eingesandtes Material keine Gewähr.
Sie erreichen die Redaktion unter: DIE WELT, Brieffach 2410, 10888 Berlin
Tel. +4930/25910 **E-Mail** kontakt@welt.de
Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes für diese Ausgabe: Tristan Filges
Axel Springer Deutschland GmbH, Axel-Springer-Straße 65, 10888 Berlin.
Anzeigen: Judith Umlauf, 10888 Berlin
Gestaltung dieser Ausgabe: Katja Fischer



Qualitätstest für Druckereien



Cefuroxime, 2007 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Ein Deal, der Hollywood verändern wird

Mit der Übernahme von Warner Bros. kontrolliert die US-Familie Ellison neben dem Streaminggeschäft jetzt auch den Nachrichtensender CNN

Als Donald Trump unlängst Chinas Staatschef Xi Jinping zum Staatsdinner ins Weiße Haus lud, saß auch David Ellison unter den Gästen, in einer Runde mit Elon Musk, Mark Zuckerberg und Nvidia-Chef Jensen Huang.

JAN KLAUTH

Am Eingang drängten sich die Reporter, nur zwei Sender mussten draußen bleiben: CNN und MS NOW. Dabei hatte ein Bundesrichter erst am Vortag angeordnet, die Journalisten wieder zuzulassen. Keine zwei Wochen später gehört CNN ausgerechnet jenem David Ellison. Am Dienstag hat Ellisons Paramount die 110 Milliarden Dollar schwere Übernahme von Warner Bros. Discovery abgeschlossen, den wohl größten Deal in der Geschichte Hollywoods. Der fusionierte Konzern heißt nun schlicht Skydance. Der Bezahlsender HBO, das Warner-Filmstudio und der Nachrichtensender CNN gehen damit in den Besitz einer Familie über, die dem Präsidenten näher steht als fast jede andere in der amerikanischen Wirtschaft. Davids Vater Larry Ellison, 82, hat Oracle mitgegründet, hält bis heute rund 40 Prozent der Aktien und zählt mit einem von Bloomberg geschätzten Vermögen von 193 Milliarden Dollar zu den reichsten Menschen der Welt. Mit Trump verbindet ihn eine lange Freundschaft. 2020 öffnete er ihm sein Anwesen im kalifornischen Rancho Mirage für eine Spendengala. Im November desselben Jahres war er nach Recherchen der „Washington Post“

bei einem Telefonat dabei, in dem es darum ging, das Wahlergebnis anzufechten. Am Tag nach Trumps zweiter Amtseinführung im Januar 2025 stand er im Weißen Haus, als der Präsident das KI-Projekt „Stargate“ verkündete. Später bescherte der von Trump eingefädelte TikTok-Deal Oracle 15 Prozent am US-Geschäft der Plattform. Heute lebt Ellison in Manalapan bei Palm Beach, um die Ecke von Trumps Anwesen in Mar-a-Lago. Sein Sohn David schlug dagegen zunächst einen anderen Weg ein. Der Hollywood-Produzent spendete Anfang 2024 sogar noch fast eine Million Dollar für Joe Bidens Wiederwahlkampagne. Seit er nach Paramount griff, sucht er jedoch auffällig die Nähe der Regierung. „Sie sind Freunde von mir. Sie sind große Unterstützer von mir. Und sie werden das Richtige tun“, sagte der Präsident letztes Jahr über die Ellisons. Wie Paramount unter politischem Druck agiert, zeigte sich schon vor dem Einstieg des Vater-Sohn-Gespanns bei CBS. Im Juli 2025, als die Übernahme durch Skydance noch auf die Genehmigung der Medienaufsicht FCC wartete, zahlte die damalige Paramount-Führung 16 Millionen Dollar an Trumps künftige Präsidentenbibliothek, um seine Klage gegen das Magazin „60 Minutes“ aus der Welt zu schaffen. Der Vergleich galt weithin als Voraussetzung für die Zustimmung zum Deal. Moderator Dan Rather, 44 Jahre bei CBS News und lange das Gesicht der Abendnachrichten, nannte das einen „Ausverkauf an die Erpressung durch den Präsidenten“. Nach der Übernahme kaufte Ellison im Oktober 2025 das rechtskonservati-

ve Portal „The Free Press“ und machte dessen Gründerin Bari Weiss zur Chefredakteurin von CBS News. Sie entließ in ihrer neuen Rolle wichtige Mitarbeiter der Traditionssendung „60 Minutes“, die als kritisch gegenüber Trump galt. CNN wiederum ist für Trump seit Jahren ein rotes Tuch. Er wirft dem Sender vor, „Gift und Lügen“ zu verbreiten, nannte die bisherigen Verantwortlichen eine „Schande“ und erklärte mitten im Bieterkampf, ein Verkauf sei „zwingend notwendig“. Das Hausverbot gegen Reporter von CNN, MS NOW und „Politico“ (gehört wie WELT zu Axel Springer) im September, das ein Bundesrichter inzwischen per Anordnung aufgehoben hat, war nur der jüngste Höhepunkt einer langen Eskalation. Hätte hingegen Netflix den Warner-Konzern gekauft – wonach es lange aussah –, wäre CNN eigenständig geblieben. Paramount hingegen wollte den ganzen Konzern schlucken. Nach Recherchen des „Wall Street Journal“ sicherte David Ellison Regierungsvertretern schon im Dezember 2025 „umfassende Änderungen“ bei CNN zu. Später soll auch Larry Ellison demnach dem Präsidenten einen Umbau des Senders in Aussicht gestellt haben. Der „Guardian“ berichtete unter Berufung auf Insider, in einem Telefonat zwischen Larry Ellison und einem Regierungsvertreter sei es sogar um eine Ablösung der Moderatorinnen Erin Burnett und Brianna Keilar gegangen. Paramount bestreitet all das. Das Weiße Haus beteuert, Trump sei stets neutral geblieben. Dass das MAGA-Lager der Trump-Fans die Übernahme regelrecht herbeischnte,

ist längst kein Geheimnis mehr. Nach einem kritischen CNN-Bericht über den Iran-Krieg sagte Verteidigungsminister Pete Hegseth im März: „Je schneller David Ellison diesen Sender übernimmt, desto besser.“ Im Juni winkte Trumps Justizministerium die Fusion durch und sah keine Gefahr für den Wettbewerb, obwohl genau daran im Vorfeld Zweifel laut geworden waren. Wie sehr sich die Maßstäbe verschoben haben, zeigt vor allem ein Name: Makan Delrahim. Paramounts Chefjurist war in Trumps erster Amtszeit oberster Kartellwächter des Justizministeriums. Damals zog er gegen die Übernahme von Time Warner durch den Telekommunikationskonzern AT&T vor Gericht, also gegen genau das Paket aus Warner-Studio, HBO und CNN, das Paramount nun kauft. Heute wirbt derselbe Mann für eine der größten Medienfusionen der Geschichte als Gewinn für den Wettbewerb. Geändert hat sich vor allem der Käufer. „Donald Trump hat deutlich gemacht, dass er die Ellisons und Paramount als Gewinner unterstützt“, so der Medienanalyst Michael Nathanson im Interview mit dem Magazin „Yale Insights“. Den Beteiligten sei bewusst, dass das Justizministerium heute politischer sei als in Trumps erster Amtszeit. Mit CBS und CNN kontrollieren die Ellisons nun zwei der reichweitenstärksten Sender des Landes. Über Oracle reicht ihr Einfluss zudem bis in TikTok, das gut jeder dritte erwachsene Amerikaner nutzt. Yale-Professor Jeffrey Sonnenfeld und Governance-Expertin Nell Minow warnen in einem Gastbeitrag im Magazin „Fortune“, die Fusion vereine zwei der wichtigsten Nachrichtenredaktionen Amerikas „unter einem einzigen, politisch verstrickten Eigentümer“.

Mitfinanziert wird das Ganze außerdem von Staatsfonds aus dem Nahen Osten. Für die Aktien zahlt Paramount rund 81 Milliarden Dollar; zusammen mit den übernommenen Schulden kommt der Deal auf 110 Milliarden Dollar. Finanziert wird er mit 47 Milliarden Dollar Eigenkapital, also über neue Aktien, und rund 54 Milliarden an zugesagten Krediten. Gut die Hälfte des Ei-

genkapitals, rund 24 Milliarden Dollar, stammt von drei Staatsfonds aus Saudi-Arabien, Katar und Abu Dhabi. Nach dem Abschluss halten die drei Fonds zusammen 38,5 Prozent am Eigenkapital des neuen Konzerns, allerdings ohne Stimmrecht und ohne Sitz im Verwaltungsrat; die Kontrolle bleibt bei den Ellisons und ihrem Partner RedBird Capital. Zunächst stand auch Affinity Partners auf der Liste der Geldgeber, die Firma von Trumps Schwiegersohn Jared Kushner, die ihrerseits Milliarden aus eben diesen drei Golfstaaten verwaltet. Affinity zog sich im Dezember 2025 zurück. Wie politisch aufgeladen die Übernahme ist, zeigt der Fall Kara Swisher. Die bekannte Tech-Journalistin, seit 2023 Kommentatorin bei CNN, kündigte unlängst an, den Sender spätestens zum Jahresende zu verlassen. Die Ellisons seien „schreckliche Medieneigentümer“, da arbeite sie „lieber für Rupert Murdoch“, den Eigentümer von Fox News. David Ellison verspricht zwar, die redaktionelle Unabhängigkeit werde „absolut gewahrt“. Aber über die Unabhängigkeit bei CNN wachen soll künftig ein Rat aus fünf erfahrenen Journalisten. Berufen wird der Rat allerdings vom Verwaltungsrat des Konzerns, in dem die Ellisons das Sagen haben: Die von der Familie entsandten Mitglieder verfügen dort jeweils über mehr Stimmen als alle übrigen Direktoren zusammen. Der Medienrechtler Seth Stern von der Lobbyorganisation „Freedom of the Press Foundation“ hält das Gremium deshalb für „wertlos“. Hinzu kommt der Druck der Bilanz. Rund 79 Milliarden Dollar Schulden lasten auf dem neuen Konzern. Sparrunden sind damit absehbar, auch in der Redaktion. Medienanalyst Michael Nathanson fürchtet, dass in den Nachrichtenhäusern der Ellisons künftig „das Kuschen vor der Macht“ Vorrang bekommen könnte. Sonnenfeld und Minow sehen in der Fusion einen Präzedenzfall, an dem sich die Reichweite präsidialer Macht ablesen lässt. Dabei musste Donald Trump gar nicht selbst bei dem Deal mitmischen. Er brauchte nur die richtigen Freunde.

ANZEIGE

WERDE EINE:R VON UNS.

Bewirb dich als Zusteller:in, Lkw-Fahrer:in oder für's Lager.
Einfach QR-Code scannen oder auf werde-einer-von-uns.de

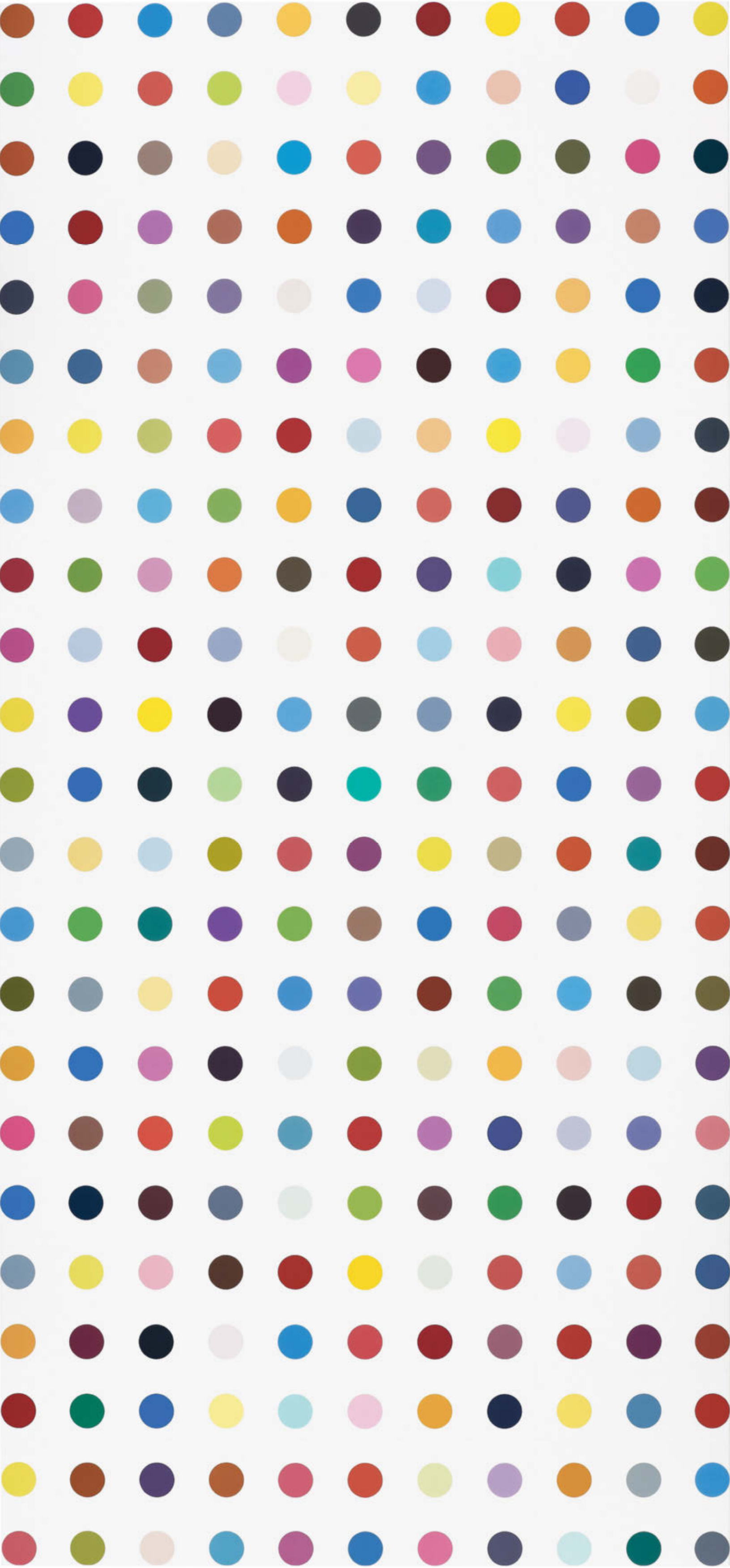
Jetzt bewerben!
Auch als Aushilfe
oder Quereinstieg

Kajan
Lagerhelfer

Violeta
Lagerhelferin



Deutsche Post  



1-Heptadecanol, 2010–2011 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/AVG BILD-KUNST BONN, 2026

Der Kampf um die Stromreserve

Deutschland schaltet Kraftwerke ab. Die Sicherheit der Versorgung nimmt messbar ab – aber über passende Gegenmaßnahmen herrscht Streit. Jetzt kommt eine alte Idee auf den Tisch

U m die in Deutschland akut drohende Stromlücke zu füllen, hat die Bundesregierung kürzlich zwar direkte Subventionen für den Bau von elf Gigawatt Kraftwerksleistung ausgeschrieben. Doch das reicht nicht aus: Laut Bundesnetzagentur könnte bis 2035 ein Neubaubedarf von 35 Gigawatt bestehen. Das wären etwa 70 große Gaskraftwerke, die in Dunkelflauten ohne Wind- und Solarenergie einspringen müssen.

DANIEL WETZEL

Denn schließlich sollen allein bis 2030 weitere 15 Gigawatt sicher steuerbare Kohlekraftwerke vom Netz genommen werden. Der Anteil der wetterabhängigen Zufallsenergien aus Wind- und Solarkraft steigt dann auf riskante Weise an. Soll der Staat einfach immer weiter mit viel Steuergeld den Neubau von Kraftwerken bezuschussen? Und wenn ja, wie viele? Und welcher Art? Jetzt meldet sich in der Debatte mit Veronika Grimm eine der wichtigsten deutschen Energieexpertinnen zu Wort: Sie warnt vor zu viel Staatsvertrauen in der existenziell wichtigen Frage der Versorgungssicherheit – und rät zu einer eher marktbasierten Lösung.

Die Zeit drängt: Das von der Bundesnetzagentur und dem europäischen Netzbetreiberverband Entso-e empfohlene Niveau der Versorgungssicherheit „wird in relevanten Szenarien deutlich verfehlt“, warnt das Experten-Team. Mehr noch: Deutschland gehöre „strukturell zu den Ländern mit den höchsten modellierten Versorgungssicherheitsrisiken.“ Was tun? Einfach weiter Steuergeld an Investoren vergeben, damit sie Backup-Kraftwerke außerhalb des Marktes nur für den Notfalleinsatz bereithalten? Keine gute Idee, glauben die Experten: Diese Reservekapazitäten würden dem regulären Strommarkt entzogen. Sie können selbst dann nicht zur Stromerzeugung eingesetzt werden, wenn ihr Einsatz den Strompreis verringern würde. Als reine Notfall-Option könnten sie auch keine regulären Erlöse zur eigenen Finanzierung erwirtschaften.

Außerdem würde es den Markt tendenziell kaputt machen, wenn die aktuelle Ausschreibung von elf Gigawatt Reservekapazität einfach vom Staat immer weiter aufgestockt würde: „Wenn Marktakteure damit rechnen, dass Reserven unter politischem Druck zur Preisstabilisierung oder vor Erreichen klar definierter Knappheitskriterien eingesetzt werden, verlieren Knappheitspreise an Glaubwürdigkeit“, warnt das Grimm-Team. Anders gesagt: Wenn Investoren wissen, dass bei hohen Preisen immer der Staat eingreift, investieren sie überhaupt nichts mehr.

Der Bundesregierung ist diese Gefahr bewusst: Sie plant deshalb den Aufbau eines zentral gesteuerten „Kapazitätsmarktes“ nach dem Vorbild Großbritanniens und Belgiens. Kraftwerksbetreiber und Erbauer erhalten zwar auch nach diesem System allein für das Vorhalten von elektrischer Leistung vom Steuerzahler Zuschüsse, deren Höhe in Ausschreibungen festgestellt wird. Doch werden hier nicht mehr spezielle Kraftwerksarten – etwa Gaskraftwerke – ausgeschrieben: Alles, was das Stromnetz stabilisiert, kann sich um das Geld bewerben: Kraftwerksbauer ebenso wie Batteriespeicher-Betreiber oder Industriebetriebe, die sich bereit erklären, bei Strommangel die eigene Produktion zu drosseln.

Das Problem: Es muss dabei bewertet werden, welchen Beitrag die einzelnen Technologien dann auch wirklich zur Versorgungssicherheit leisten. Typischerweise werden dafür sogenannte De-Rating-Faktoren genutzt, um die unterschiedlichen Gebote vergleichbar zu machen. Doch die sind extrem unsicher. „Gerade bei Speichern, Lastflexibilität, wetterabhängigen Ressourcen und grenzüberschreitenden Handelsmöglichkeiten“ sei es „anspruchsvoll“, ihren jeweiligen Wert zu messen und vergleichbar zu machen, heißt es im Grimm-Gutachten.

Ähnlich pessimistisch fällt auch das Urteil über die aktuell diskutierten Varianten des Kapazitätsmarktes aus: „Dezentrale Kapazitätsmärkte“, die vor allem von der deutschen Ökostrom- und Batteriespeicher-Szene befürwortet werden, hätten aus Sicht der Experten ebenfalls zahlreiche Nachteile. Frankreich, das mit einem

solchen Instrument bereits experimentiert hatte, gibt die Idee des dezentralen Kapazitätsmarktes bereits wieder auf. Für besser halten die Nürnberger Experten eine sogenannte „Absicherungspflicht“ für Energieversorger. Der Unterschied: Es werden nicht mehr Steuergelder für den Kraftwerksbau verteilt, sondern eine Pflicht zur Risikovorsorge eingeführt.

Energievertriebe müssten künftig unter der Androhung hoher Pönalen nachweisen, dass sie sich am Terminmarkt ausreichend Kapazitäten gesichert haben, um gegenüber den Kunden ihre Lieferverpflichtung erfüllen zu können. Nicht der Staat, die Energieversorger selbst wären verantwortlich dafür, dass genug Strom da ist. Oder, wissenschaftlich ausgedrückt: „Die Stromversorger müssten ihre Verbrauchs- und Lieferpositionen über einen ausreichend langen Vorlauf schrittweise am Terminmarkt absichern und dadurch bestehende Preis-, Mengen- und Vertragsrisiken auf andere Marktteilnehmer übertragen, die diese Risiken bewusst übernehmen, bepreisen und stärkere Anreize zu ihrer angemessenen Bewirtschaftung haben.“

Derzeit kaufen Versorger wie zum Beispiel Stadtwerke ihre Kilowattstunden bis zu zwei Jahre im Voraus am Terminmarkt der Strombörse ein. Geht es nach dem Grimm-Vorschlag der Absicherungspflicht, hätten sie Anreize, auch schon drei oder vier Jahre ihren Strombedarf zu sichern. Kann eine solche Absicherungspflicht besser und billiger die Stromversorgung gewährleisten als der aktuell geplante Kapazitätsmarkt? Grimm ist davon überzeugt „Eine über mehrere Jahre gestaffelte Absicherungspflicht erhöht die Nachfrage nach Terminprodukten und kann dadurch Liquidität und Preisbildung auf Forward-Märkten verbessern“, beschreibt sie den Vorteil. „Verlässlichere Terminpreise machen erwartete Knappheiten früher sichtbar und bündeln dezentrale Informationen über künftige Bedarfe, Verfügbarkeiten und Risiken.“ Daraus ergäben sich „besser kalkulierbare Erlösperspektiven für Investoren, niedrigere Risikoprämien und Finanzisierungskosten sowie eine höhere Bankfähigkeit neuer Projekte.“

Im Grunde handelt es sich bei dem Vorschlag um eine Erweiterung der bestehenden „Bilanzkreis-Verantwortlichkeit“: Stromversorger sind heute schon gehalten, nur so viele Lieferverträge abzuschließen, wie sie absehbar auch bedienen können. Allerdings drohen ihnen bislang keine hohen Strafzahlungen, wenn sie ihre Lieferverpflichtungen einmal nicht erfüllen können. Grimms Vorschlag der „Absicherungspflicht“ scheint auch nicht sehr weit weg von der zwölf Jahre alten Idee des „Energy-Only-Marktes“ (EOM). Der damalige Energie-Staatssekretär im Bundeswirtschaftsministerium, Rainer Baake, hatte sich schon 2014 skeptisch über „Kapazitätsmärkte“ geäußert. Wenn die Knappheitspreise am Markt nur hoch genug gingen, würden sich schon Investoren genug einfinden, um neue Kraftwerke zu bauen – beziehungsweise bestehende Altanlagen als Reserve stehen zu lassen. Subventionen aus der Steuertasche könne man sich schenken. Grimms Vorschlag, auf Knappheitspreise am Terminmarkt zu setzen, folgt einer ähnlichen Logik.

Der frühere Energiewende-Planer Baake konnte seinen damaligen Dienstherrn, Bundeswirtschaftsminister Sigmar Gabriel (SPD), von seiner Haltung überzeugen. Mit einem ebenso plakativen wie schiefen Vergleich beendete Gabriel damals die aufkommende Debatte um Versorgungssicherheit: Ein Kapazitätsmarkt sei „Hartz IV für alte Kraftwerke“ – und damit abzulehnen. Jetzt scheint ausgerechnet die wirtschaftsliberale Wirtschaftsweise Veronika Grimm dieses frühe Urteil letztinstanzlich bestätigen zu wollen. „Die Grundidee des Strommarkts 2.0, Versorgungssicherheit über Marktpreise und dezentrale Entscheidungen zu organisieren, halten wir weiterhin für richtig“, bestätigte Grimm auf WELT-Nachfrage: „Die Erfahrung seit 2015 zeigt aus unserer Sicht aber, dass ein allgemeines Bekenntnis zu Knappheitspreisen und Bilanzkreisverantwortung dafür nicht ausreicht.“ Die Absicherungspflicht würde diese Logik „durch konkrete, überprüfbare und sanktionierbare Verpflichtungen ergänzen.“

Jessica lächelt mir vielsagend zu. „Bis in drei Tagen“, sagt die zuvorkommende Zoox-Mitarbeiterin, und in ihrer Stimme schwingt leise Ironie mit, während sich vor mir die Schiebetüren des wartenden Wagens öffnen. Knapp 20 Minuten zuvor hat sie mir an der Theke des Pop-up-Ladens im Herzen San Franciscos eine Fahrt bestellt: mit dem Robotaxi namens „Zoox“, dem ersten Fahrzeug, das ohne Lenkrad und Pedale über Amerikas Straßen rollt.

JAN KLAUTH

Für mein eigentliches Ziel, rund fünf Kilometer westlich, hätte ich anderthalb Stunden warten müssen. Also steige ich für eine Testfahrt in die dunkelgrün lackierte Kapsel, gebucht für den City-Loop: eine Runde durchs Zentrum, gerade einmal 1,2 Kilometer. Ein Fehler, wie sich bald zeigen wird. Zum einen sind die Straßen San Franciscos vom Feierabendverkehr verstopft, quälend langsam schiebt sich die Blechkolonne voran. Zum anderen offenbart Zoox hier eklatante Schwächen, von Serienreife kann kaum die Rede sein. Das scheinen auch die eigenen Mitarbeiter zu wissen, die in San Francisco die Fahrten vermitteln. Am Ende werde ich für die Kurzstrecke fast eine Stunde im Wagen verbringen.

Doch der Reihe nach: Im August hat Amazon seine Robotaxis in einer Handvoll US-Städte in den Serienbetrieb geschickt. Der Konzern aus

Seattle will damit zur Konkurrenz aufschließen, doch die ist ihm meilenweit enteilt. Marktführer Waymo, eine Google-Tochter mit einer Flotte autonom fahrender Jaguars, kurvt seit fast vier Jahren durch Städte wie San Francisco. Tekedra Mawakana, Vizechefin von Waymo, will bis Ende 2026 eine Million bezahlte Fahrten pro Woche erreichen. Nächstes Jahr soll der Dienst auch in München und Berlin starten.

Von all dem ist Zoox noch weit entfernt. Die Flotte zählt jeweils rund 50 Fahrzeuge in Las Vegas und San Francisco. Das Besondere an dem kastenförmigen Wagen: Er kommt ohne Lenkrad und Pedale aus – ein Wunderwerk der Technik. Doch schon die Probefahrt macht deutlich, dass Tesla, das kurz nach Amazon ein vergleichbares Fahrzeug auf die Straße brachte, im direkten Vergleich deutlich besser abschneidet. WELT hatte das Cybercab von Elon Musk unlängst im texanischen Austin getestet. Das goldlackierte Auto ohne Lenkrad bahnte sich damals offensiv und sicher seinen Weg durch den dichten Stadtverkehr, selbst das Einparken gelang mühelos.

Zoox dagegen schlängelt sich nicht nur zaghaft durch den Verkehr, es fährt schlicht irrational. Das beginnt schon damit, dass der Wagen nicht vernünftig einparken kann. Keine zehn Meter von mir entfernt steht er, und doch vergeht eine quälende Ewigkeit, bis er endlich rechts heranfährt und die Türen öffnet. Die Passagierin vor mir ist längst am Ziel, doch sie sitzt fest, bis das Zoox sein minutenlanges Einparkmanöver beeen-

det hat. „Das war – nun ja – interessant“, sagt die Frau beim Aussteigen. „Ich habe die Musik aufgedreht, um mir die Zeit zu vertreiben.“

Als meine Fahrt endlich beginnt, setzt sich der Wagen zunächst zielstrebig in Bewegung. Auf einem kleinen Touchscreen neben dem Sitz stelle ich die Temperatur angenehm kühl und wähle eine Achtzigerjahre-Playlist aus. Schon kurz nach dem Start treten aber gleich reihenweise Schwachstellen zutage. An der ersten Kreuzung, an der das Taxi rechts abbiegen muss, wechselt es erst kurz vor der Ampel auf die rechte von drei Spuren. Die Folge: Das Abbiegen misslingt, das Auto hängt an der Kreuzung fest. An der nächsten Kreuzung biegt es dann in allerletzter Sekunde ab und kommt prompt auf dem Fußgängerüberweg vor einer Ampel zum Stehen, nun auf der Mittelspur. Links wäre genug Raum, um weiterzufahren und den Weg freizugeben. Doch die Räder rühren sich keinen Zentimeter. Passanten müssen kopfschüttelnd einen Bogen um den Wagen schlagen, als sie die Straße überqueren.

Sind solche Situationen bloß Zufall? Schließlich hätte das auch einem menschlichen Fahrer passieren können, der den Verkehr nicht recht überblickt. Gut möglich, dass all das in ein paar Monaten behoben ist. Eine Anfrage dazu ließ Zoox unbeantwortet. Gewöhnlich verweisen die Hersteller darauf, dass sich die Technik mit wachsendem Datensatz stetig weiterentwickle und autonome Autos lernende Systeme seien. Auch die Frage, ob man Zoox für hundertprozen-

tig serienreif hält, lässt das Unternehmen offen. Wenig später jedenfalls schert der Wagen im fließenden Verkehr unvermittelt von der Mittel- auf die rechte Spur aus und bleibt hinter einem Bus stehen, aus dem gerade Fahrgäste steigen. Er bremst sich also selbst aus. All das wäre verzeihlich, endete die Fahrt nicht noch unglücklicher, als sie begonnen hat.

Denn auch mein Einparkmanöver zieht sich über Minuten. Am Abholpunkt vor dem Zoox-Laden wartet bereits der nächste Fahrgast. Doch statt den Bordstein gezielt anzusteuern, legt das Auto vor der gegenüberliegenden Kreuzung eine Pause ein und verharrt am linken Straßenrand. Aus der einen Minute Restfahrzeit, die der Bildschirm anzeigt, werden so mehr als fünf. Warum es nicht vorangeht, bleibt rätselhaft. Als der Wagen die Parklücke schließlich doch anpeilt, setzt er zweimal mitten im Verkehr zurück, obwohl die Lücke riesig und die Straße breit ist. Rückwärtsfahren wäre hier nicht nötig gewesen, zumal von hinten der Verkehr nachrückt. So endet meine Fahrt unter dem Hup-Konzert anderer Autofahrer. Neben dem nächsten Fahrgast steht Zoox-Mitarbeiterin Jessica mit gezücktem Tablet, und auch ihm schenkt sie jenes vielsagende Lächeln.

Der Test zeigt: Will Amazon zu Waymo, Tesla und Co. aufschließen, muss es diese Schwächen dringend beheben. Gewiss, es handelt sich nur um eine Stichprobe. Doch auch andere Testberichte, etwa des US-Magazins „Forbes“, benennen Mängel in Betriebssystem und Fahrweise. So

drängt sich der Eindruck auf, Amazon habe den Wagen trotz dreijährigem Testbetriebs auf die Straße geschickt, obwohl die Technik noch nicht vollständig ausgereift ist. Für Aufsehen sorgte vor wenigen Tagen ein Unfall in Las Vegas, in den ein Zoox-Taxi verwickelt war. Fotos zeigen die eingedrückte Front eines anderen Fahrzeugs. Passagiere waren zum Zeitpunkt des Zusammenstoßes nicht an Bord. Das Unternehmen will nun klären, wie es zu dem Aufprall kommen konnte.

Wenige Wochen zuvor hatte Zoox laut der Nachrichtenplattform „Techcrunch“ seine Testflotte in Atlanta stillgelegt, nachdem Sicherheitsfahrer im Wagen womöglich Kohlenmonoxid, Kohlendioxid oder Schwefelwasserstoff ausgesetzt gewesen waren. Die wiederholten Vorfälle bewogen einen Mitarbeiter, Beschwerde bei der Arbeitsschutzbehörde Occupational Safety and Health Administration (OSHA) einzulegen. Im Juni wiederum war eines der Robotaxis in Las Vegas mitten in einen laufenden Einsatz und in dichten Rauch gefahren. Zoox-Chefin Aicha Evans sprach sich daraufhin für eine Regulierung autonomer Fahrzeuge aus. „Das sind seltene Grenzfälle“, sagte Evans gegenüber Fox News. „Wir setzen das Beste ein, was wir haben, ermitteln die Ursache, lernen, verbessern und bringen es in den Einsatz“, so die Unternehmenschefin.

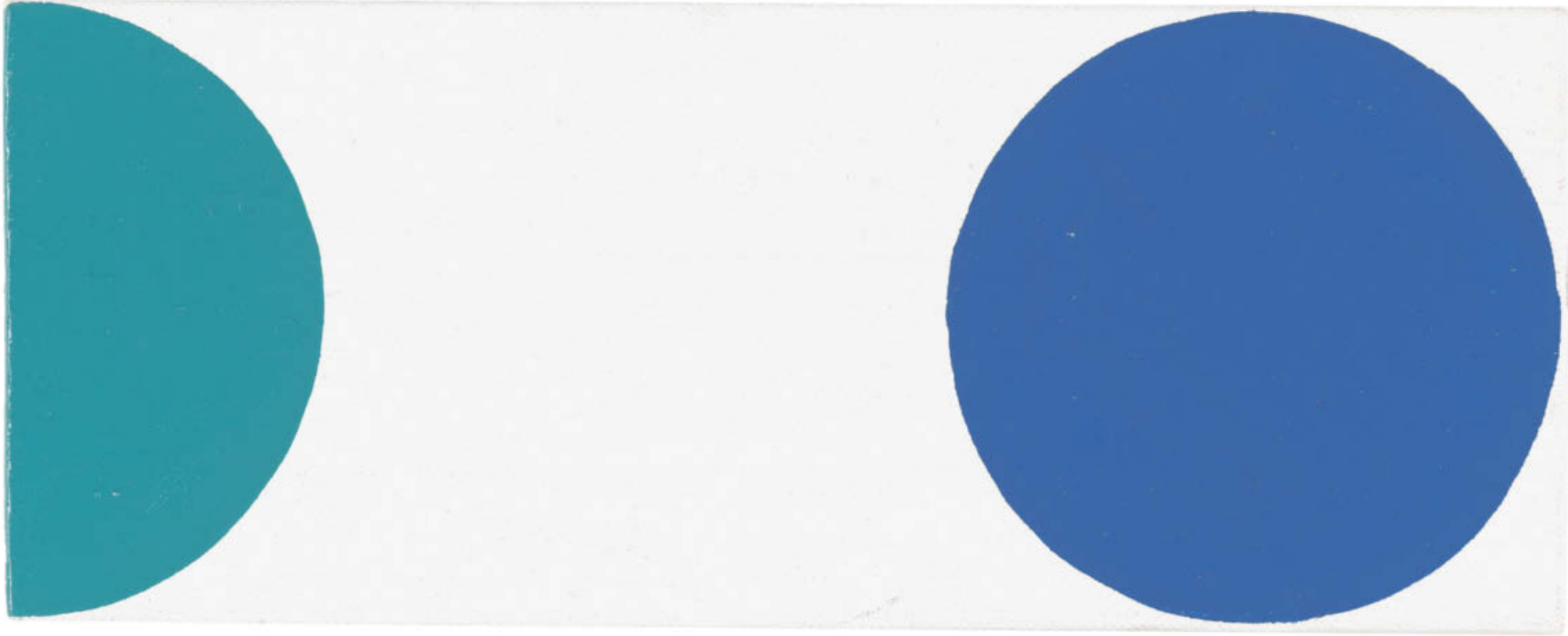
Regelrecht alarmiert zeigt sich dagegen Jonathan Morrison, Leiter der US-Verkehrssicherheitsbehörde National Highway Traffic Safety Administration (NHTSA). „Um es unverblümt zu sagen: Ein autonomes Fahrzeug, das nicht sicher mit Einsatzkräften interagieren kann, ist eine Gefahr für die Allgemeinheit“, warnt er. Grundsätzlich zeigen Auswertungen jedoch, dass autonome Autos deutlich seltener verunglücken. Die beste Datenlage liefert Marktführer Waymo. Auf rund 271 Millionen Meilen fahrerlosen Betriebs in fünf US-Städten waren dessen Robotaxis in 82 Prozent weniger Unfälle mit Verletzten verwickelt als menschliche Fahrer auf derselben Strecke, unabhängig davon, wer den Unfall verursacht hatte. Noch deutlicher fällt der Abstand laut Unternehmensangaben bei schweren Unfällen aus: Hier liegt die Rate 95 Prozent unter dem menschlichen Vergleichswert.

An Geld für weitere Expansion und Verbesserungen scheint es jedenfalls nicht zu mangeln. Allein zwischen 2010 und Anfang 2025 flossen laut McKinsey mehr als 231 Milliarden Dollar in das autonome Fahren. Dass sich Kalifornien und Texas dabei zum Epizentrum entwickelt haben, ist kein Zufall. Die Staaten sind die Spielwiese für Tesla, Amazon, Google und Co. In Europa dagegen steckt die Technologie noch in den Kinderschuhen. Zuletzt hat Waymo mit seinen Jaguars in London den Testbetrieb aufgenommen. Ein Grund für Europas Rückstand ist die strengere Regulierung. Inzwischen hat auch Mercedes ein autonom fahrendes Auto auf die Straße gebracht, allerdings in San Francisco statt in Deutschland. Gesteuert wird der Wagen mithilfe der Software des US-Chipherstellers Nvidia.

Einer, der in autonomen Taxis die Zukunft sieht, ist Multimilliardär Marc Benioff. Der Gründer und Chef des Softwareriesen Salesforce gerät in San Francisco vor Journalisten ins Schwärmen: „Eine KI, die Passagiere autonom über die Straßen bewegt – ist das nicht großartig?“ Benioff erzählt, er sei dieses Jahr mehrere Monate durch Europa gereist und habe dort kein einziges autonom fahrendes Auto gesehen. Der Tech-Unternehmer deutet das als Sinnbild einer größeren Entwicklung und spricht von einem „Ungleichgewicht“. Während sich die USA als führende KI-Macht etablierten und in China „Künstliche Intelligenz auf Steroiden“ zu besichtigen sei, drohe Europa, abgehängt zu werden. Wie Unternehmen, die kaum oder gar nicht auf KI-Anwendungen setzten, sei der Kontinent „in der Vergangenheit gefangen“.

Eine Stunde für 1,2 Kilometer

San Francisco ist das Zentrum des autonomen Fahrens. Auch Amazon drängt in den Markt. WELT hat das Robotaxi Zoox vor Ort getestet. Ein Wunderwerk der Technik – leider mit eklatanten Schwächen



BNPP, 1995 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Familienunternehmer fürchten um Deutschlands politische Stabilität

Die Erfolge von AfD und Linke könnten Investitionen bremsen und den Standort gefährden. Mitarbeiter sollen sensibilisiert werden

Rund 100 Kilometer südlich von Paris, in einem kleinen Ort mit Benediktinerabtei, stellt Sylvie Grandjean Produkte her, die unverzichtbar für die Weltwirtschaft sind. Maschinen zum Walzen von Drähten etwa, Pumpen für Schmiermittel, Zahnstangen. Ihre Redex Group liefert in mehr als 50 Länder, aber seit kurzer Zeit befasst sich Grandjean nicht mehr nur mit Märkten in Asien, Afrika und Amerika – sondern auch mit der deutschen Innenpolitik.

STEFAN BEUTELSCHACHER

„Ich bin wirklich besorgt“, sagt die französische Familienunternehmerin. „In Deutschland steigen gerade extreme Parteien auf, die überhaupt keine wirtschaftliche Vision haben.“ Grandjean denkt plötzlich über Namen und Regionen nach, die vor wenigen Monaten noch – zumindest ökonomisch – wenig Bedeutung für sie hatten. Ulrich Siegmund und Sachsen-Anhalt. Leif-Erik Holm und Mecklenburg-Vorpommern. Elif Eralp und Berlin. Die AfD mobilisierte in diesem Jahr bei mehreren Landtagswahlen

die Massen und holte Rekordergebnisse. Und in Berlin könnte bald die Linke regieren, eine Partei mit Fantasien von Enteignung und Verstaatlichung. Grandjean und andere europäische Unternehmer warnen nun bei einem Treffen mit WELT in Brüssel: Die jüngsten Erfolge der beiden Parteien drohten, Deutschland weniger attraktiv für Investitionen zu machen und zum Standortnachteil zu werden.

Längst sind es nicht mehr nur altbekannte Nöte, die Europas Unternehmen umtreiben – also etwa Brüsseler Bürokratie, hohe Preise für Strom und Gas oder ein Mangel an Fachkräften. Eine neue Sorge kommt hinzu: politische Unsicherheit in der größten Volkswirtschaft der EU. Ein Siegeszug von Parteien, die kaum für einen freiheitlichen, weltoffenen Kurs stehen. „Jetzt sehe ich die Aufgabe, unsere Beschäftigten zu sensibilisieren“, sagt Grandjean, die Redex zusammen mit ihrem Ehemann in dritter Generation führt. „Ich möchte ein Bewusstsein dafür schaffen, dass von extremen Parteien Gefahren ausgehen können, politische wie ökonomische.“ Die Erfolge der AfD in Deutschland hätten sie erschüttert. Aber in Frankreich, so Grandjean,

gebe es ja eine ähnliche Entwicklung. Dort besitzt die Rechtspopulistin Marine Le Pen gute Chancen, Nachfolgerin von Präsident Emmanuel Macron zu werden.

Es ist ein sonniger Nachmittag Ende September, Grandjean sitzt in einem Salon des edlen Brüsseler Businessclubs „TheMerode“. Von der Decke hängen Kronleuchter, die Wände sind mit Holz vertäfelt, Kellner servieren Häppchen. Grandjean und andere Unternehmer sprachen hier am Morgen auf Einladung der Stiftung Familienunternehmen mit EU-Kommissaren und Abgeordneten des Europaparlaments über den Zustand des Kontinents, über ihre Erwartungen, Hoffnungen, Sorgen.

„Mich beunruhigt vor allem die europafeindliche Haltung der Rechten“, sagt Anna Marsch-Danieli, Top-Managerin des Stahlkonzerns Danieli aus Nordostitalien. Man könne sich zu Recht über vieles in der EU beschweren, etwa über die teure Energie oder über Barrieren auf dem Binnenmarkt, die auch heute noch – nach mehr als 75 Jahren des Zusammenwachsens – bestünden. „Aber zur Wahrheit gehört“, sagt sie: „Wir lieben Europa und brauchen es.“ An diesem

Tag lautet der Tenor im Merode: Parteien wie die AfD oder Le Pens Rassemblement National, die die EU schwächen wollen, manchmal gar mit einem Austritt ihrer Länder flirten, verletzen die Werte der Familienunternehmer und sind auch schlecht fürs Geschäft.

Viele von ihnen wollen das nicht hinnehmen. „Der vorpolitische Raum verändert sich“, sagt Karin Exner-Wöhrer, ChefIn des österreichischen Automobilzulieferers SAG. Wichtige Organisationen – etwa Kirchen, Gewerkschaften, Vereine – verlieren Mitglieder und Einfluss. „Unternehmen“, meint sie, „könnten einspringen.“ Exner-Wöhrer und die anderen Firmenlenker sprechen sich für eine neue Rolle des Unternehmers aus: Es geht heute, so könnte man ihre Position zusammenfassen, wohl stärker als in den vergangenen Jahren um die Übernahme von Verantwortung. Darum, dass das alte Leitbild des ehrbaren Kaufmanns nun auch politische Verantwortung einschließt.

Trotz allem bleiben die bekannten Sorgen. Besonders erzürnt Europas Unternehmer nach wie vor die Brüsseler Bürokratie. „Die EU-Kommission hat versprochen, Gesetze zu verschlan-

ken und Pflichten zu reduzieren“, sagt Ulrich Stoll, Vorstand der Stiftung Familienunternehmen und stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender der Firma Festo aus Baden-Württemberg, die Automatisierungstechnik herstellt. „Aber davon spüren wir bisher so gut wie nichts.“ Ursula von der Leyen trat ihre zweite Amtszeit an der Spitze der Kommission mit dem Versprechen eines großen Bürokratieabbaus an. Richtlinien und Verordnungen sollten vereinfacht, Pflichten zum Prüfen, Melden und Dokumentieren gestrichen werden.

Doch eine aktuelle Umfrage der Stiftung Familienunternehmen unter mehr als 2000 Firmen in sieben europäischen Staaten, darunter Deutschland und Frankreich, bestätigt Stolls Erfahrung: Die Kosten der Befolgung von Vorschriften – also Compliance – sind nach wie vor enorm. 26 Prozent der Unternehmen beziffern sie auf mehr als sieben Prozent des Umsatzes, in Deutschland sogar auf 34 Prozent. Und nur die wenigsten erwarten, dass sich daran bald etwas ändert. Europas Wirtschaft, so scheint es, verliert den Glauben an von der Leyens Versprechen von Vereinfachung und Verschlinkung.

Mit 5000 Euro Provision begann ihre Karriere als Immobilienmaklerin. Heute führt Agnes Kowalska in Düsseldorf mit „Koco Immobilien“ ein Unternehmen mit 24 Mitarbeitern. Doch hinter dem Erfolg steckt eine Geschichte, die weit weniger glamourös ist, als es die Zahlen vermuten lassen. Die 48-Jährige spricht im Interview über Geld, Arbeit, Familie – und darüber, was Erfolg tatsächlich kostet.

ANNA SCHEM

WELT: Frau Kowalska, erst 2021 gründeten Sie Ihre eigene Immobilienfirma. Noch im selben Jahr stellten Sie bereits drei Mitarbeiter ein. Heute haben Sie ein Team von 24 Leuten an drei Standorten (Düsseldorf, Mettmann, Jülich). Wie kam ein derartiger Erfolg zustande?

AGNES KOWALSKA: Ich habe bereits zuvor acht Jahre lang als selbstständige Maklerin gearbeitet und war damit sehr erfolgreich. Ich habe teilweise 215.000 Euro netto im Jahr nur aus Provisionen verdient. In meinem besten Jahr mit meiner zusätzlich neu gegründeten Firma kam ich auf ein Jahresgehalt von 260.000 Euro netto. Wenn man selbstständig arbeitet und sehr fleißig ist, kann man außerordentlich gut verdienen.

WELT: Dabei ist der Beruf des Immobilienmaklers nicht geschützt. Man kann ihn auch ohne Ausbildung oder Studium ausüben.

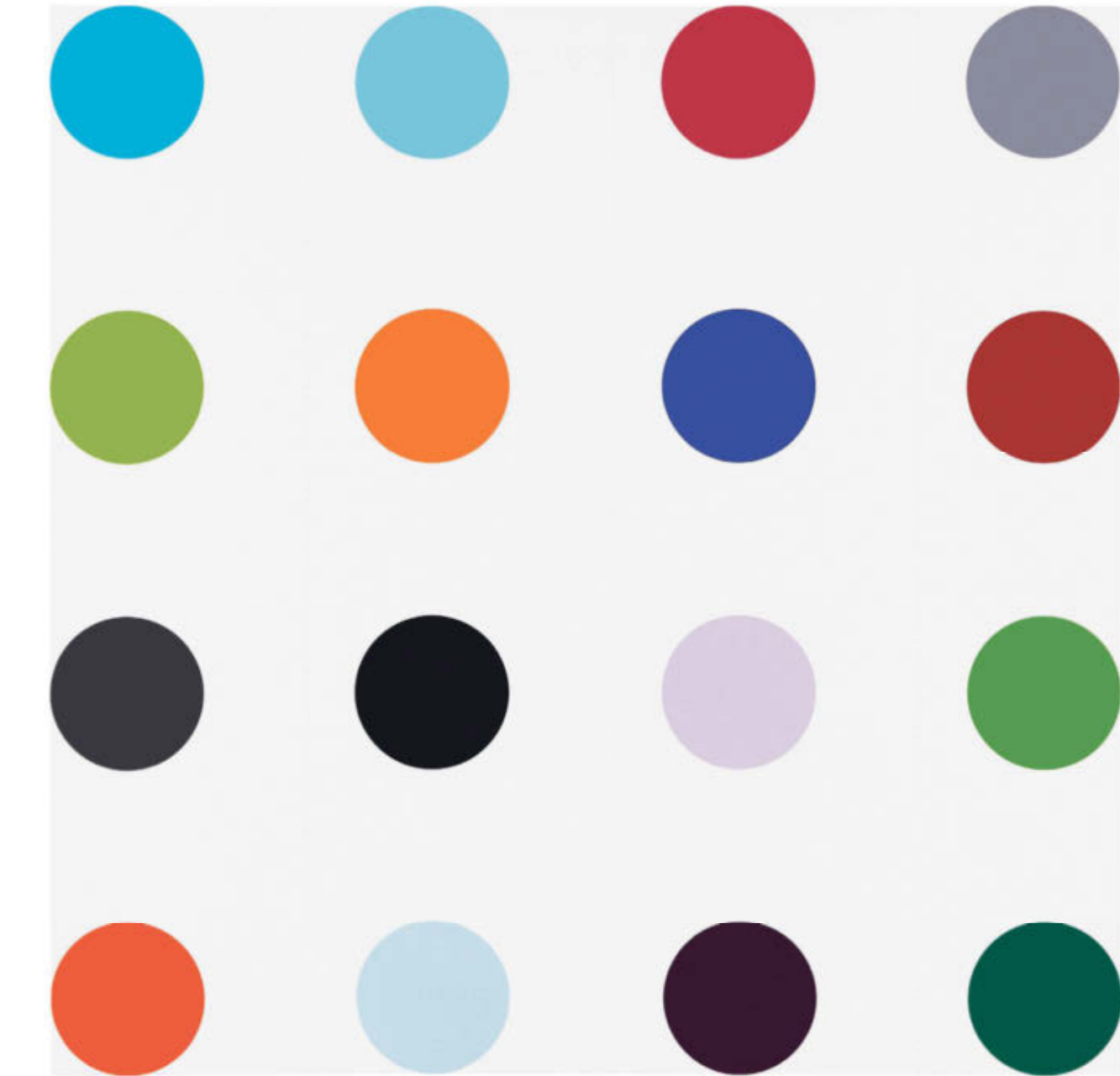
KOWALSKA: Ja, das stimmt. Auch ich bin eine Quereinsteigerin. Ursprünglich habe ich Geschichte und Journalismus studiert. Danach arbeitete ich im Marketing und Verkauf – und merkte, dass mir der Vertrieb liegt. Später machte ich mich mit einem Catering-Unternehmen selbstständig. Irgendwann bekam ich ein Kind und merkte, dass nächtliche Arbeitszeiten auf Dauer nicht mit meiner Rolle als Mutter vereinbar waren. Ich bin auf eine Ausschreibung für einen Job als Immobilienmaklerin gestoßen und fing kurze Zeit später dort an. Ich brachte mir alles autodidaktisch bei.

WELT: Erinnern Sie sich noch, wie viel Sie in Ihrem ersten Jahr verdienten?

KOWALSKA: Ja, ich verkaufte damals ein einziges Haus und bekam anteilig 30 oder 40 Prozent der Provision – also lediglich 5000 Euro.

WELT: Von 5000 Euro auf 215.000 Euro innerhalb von acht Jahren – das ist eine bemerkenswerte Entwicklung. Wie viel harte Arbeit steckt hinter diesem Aufstieg?

KOWALSKA: Extrem viel. Das Klischee, dass ein Makler viel verdient und nichts dafür tut, ist falsch. Es dauerte Jahre, bis ich genug Kunden hatte, um gut davon leben zu können. 80 Prozent der Leute, die sich als Makler selbstständig machen, geben wieder auf. In meiner Zeit als selbstständige Maklerin arbeitete ich täglich zehn bis zwölf Stunden, hatte dazu jeden Samstag und Sonntag Besichtigungen. Nur wenige Häuser sind Millionenobjekte, bei denen man in kurzer Zeit Käufer findet und sechs Prozent



Pivalic Acid, 2005

© DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

„Im besten Jahr verdiente ich 260.000 Euro netto“

Agnes Kowalska hat als Immobilienmaklerin einen rasanten Aufstieg hingelegt. Hier erklärt sie, was viele falsch verstehen, wenn es um ihren Beruf geht

Provision bekommt. Einige Immobilien sind ein Jahr lang in der Vermarktung – und nach 100 Besichtigungen haben wir teilweise noch immer keinen Käufer. So etwas muss man einkalkulieren.

WELT: Heute führen Sie ein eigenes Unternehmen, haben Festangestellte, aber auch selbstständige Makler arbeiten für Sie, die von den sechs Prozent Provision zwischen 25 und 55 Prozent erhalten. Wie viel verdienen Sie selbst?

KOWALSKA: Ich zahle mir jetzt keine Provisionen mehr aus, sondern ein Geschäftsführergehalt. Das beträgt 10.000 Euro netto monatlich. Das Unternehmen an sich generiert einen Umsatz von

1,5 bis 2 Millionen Euro jährlich. Davon gehen monatliche Fixkosten von 70.000 Euro für die Büromieten, Mitarbeitergehälter oder Marketing ab. Den Rest reinvestiere ich momentan stark in das Unternehmen. Dabei arbeite ich etwa 50 bis 60 Stunden pro Woche.

WELT: Also verdienen Sie aktuell schlechter als zu Ihrer Zeit als selbstständige Maklerin. Hätte es finanziell nicht mehr Sinn ergeben, selbstständig zu bleiben?

KOWALSKA: Das stimmt. Ich bin damals jedoch einfach in diese Situation reingerutscht. Nachdem ich mein Unternehmen gegründet hatte, fragte ein

Bekannter um einen Job bei mir. Wenig später kam die Tochter eines Freundes dazu. So wuchs das Unternehmen und die Mitarbeiter warben neue Kollegen an. An einem Punkt waren meine Fixkosten so hoch, dass ich, wenn Mitarbeiter gingen, neue Mitarbeiter finden musste. Es war eine Art Sog. Später kamen noch Auszubildende dazu. Da merkte ich, dass mir die Arbeit mit den jungen Leuten Spaß macht, sofern ihre Arbeitseinstellung stimmt.

WELT: Was meinen Sie damit?

KOWALSKA: Mich frustrieren junge Leute, die viel erwarten, aber nichts dafür leisten. Ich sehe das teilweise bei

jungen Menschen, die sich bei uns bewerben oder Praktika machen. Sie verstehen nicht, dass man hart arbeiten muss, um eine Belohnung zu bekommen. Mit Anfang 20 wollen sie teilweise schon einen BMW fahren. Ich erinnere mich, dass mein erstes Auto ein Renault Twingo war. Diesen fuhr ich, bis ich 28 war, und war froh, überhaupt ein Auto zu besitzen. Vielleicht trägt auch Social Media zu dieser verzerrten Erwartungshaltung bei. 22-jährige Influencer zeigen in Dubai ihr vermeintlich luxuriöses Leben, das ihnen in den Schoß gefallen zu sein scheint. Bei richtiger Arbeit muss man allerdings auch unbequeme Dinge tun.

WELT: Vor welcher unbequemen Arbeit scheuen sich die jungen Leute in Ihrer Firma?

KOWALSKA: Da denke ich spontan an Erklärungserklärungen bei mehreren Eigentümern. Diese sind manchmal 90 Seiten lang. Viele junge Kollegen sind sehr unmotiviert, fliegen mit KI darüber und wollen lieber etwas „Cooler“ wie Besichtigungen machen. Das ist der Nachteil von KI: Sie befeuert Faulheit und das eigene Nichtdenken. Dabei ist es wichtig, die Zusammenhänge zu verstehen. Auch bei Besichtigungen sehe ich wenig Einsatz. Früher war ich immer mindestens eine halbe Stunde vorher da. Wenn ich sah, dass es unordentlich war, habe ich Staub gesaugt oder das Katzenklo gereinigt. Außerdem war es für mich selbstverständlich, auch am Wochenende zu arbeiten. Viele junge Leute heute wollen das Wochenende für sich haben.

WELT: Sie scheinen eine andere Einstellung zu Arbeit und Verantwortung zu haben als viele Ihrer jüngeren Kollegen. Woher kommt diese Haltung?

KOWALSKA: Ich bin in Polen geboren und erst mit neun Jahren mit meiner Familie nach Deutschland gezogen. In der Schule habe ich sehr viel Struktur und Pflichtbewusstsein erlebt. Wir wohnten in bescheidenen Verhältnissen in einer Hochhaussiedlung. Ich lernte, mir für nichts zu schade zu sein und hart zu arbeiten. Kürzlich habe ich die Bürollette geputzt, weil die Reinigungskraft ausfiel. Es ist wichtig, bodenständig zu bleiben. Wenn plötzlich der ganze Immobilienmarkt zusammenbrechen würde und es keine Makler mehr gäbe, würde ich wieder kellnern gehen. Das wäre für mich überhaupt kein Problem.

WELT: Sie besitzen bereits vier eigene Immobilien. Kellnern müssten Sie vermutlich nicht.

KOWALSKA: Ich habe die Immobilien größtenteils als Altersvorsorge, das stimmt. Große Gewinne mache ich damit aktuell nicht, weil ich die Kredite abbezahle und ständig in die Objekte investiere. Dass man Immobilien kauft, damit man reich wird und nichts dafür tun muss, ist ein Irrtum. Man macht sich damit viel Arbeit. Aktuell haben wir einen Mieter, der seit Februar keine Miete zahlt. Uns bleibt nur die Räumungsklage. Immobilienbesitz ist also nicht immer so entspannt, wie man vielleicht denkt.

WELT: Haben Sie während Ihrer Arbeit noch andere schwierige Momente erlebt?

KOWALSKA: 2024 war ein sehr hartes Jahr für mich. Das Team stellte sich neu auf, weil einige Mitarbeiter gingen und neue eingestellt wurden. Ich musste viel Geld in die Firma stecken, wodurch mein Gehalt gedrückt wurde. An dem Punkt fragte ich mich, warum ich nicht einfach Maklerin geblieben war. Ich habe mehr Verantwortung, mehr Stress, bin für 24 Angestellte zuständig und muss mich mit Dingen wie Krankenkassen und Finanzämtern herumschlagen. Außerdem habe ich in diesem Jahr besonders stark gemerkt, dass ich als Mutter und Partnerin nicht immer 100 Prozent in der Firma geben kann. Ich habe zwei Kinder und einen Ehemann, die mich brauchen – diese Doppelbelastung nahm mich sehr ein und tut es noch heute.

WELT: Wie sind Sie aus der Krise gekommen?

KOWALSKA: Ich habe versucht, meine geschäftlichen Probleme nicht mit nach Hause zu nehmen, und baute mit der Zeit eine Resilienz auf. Geschäftlich half es mir, mit anderen Unternehmern zu sprechen, die länger als ich dabei sind. Sie sagten, dass diese Phasen normal seien. Wenn man an das Unternehmen glaubt, würden sich die Investitionen und die harte Arbeit wieder auszahlen. Ich verurteile es deshalb, wie sich einige Makler in den sozialen Medien präsentieren. Sie protzen damit, dass sie zehn Häuser auf Mallorca besitzen und Luxusautos fahren. Die Realität ist aber, dass wir jeden Tag kämpfen.

WELT: Bereuen Sie es, ein Unternehmen in der Größe aufgebaut zu haben?

KOWALSKA: Nein, es ist eine wunderbare Erfahrung und ein großes Learning, das mir keiner mehr nehmen kann. Ich bin vor allem stolz auf die jungen Menschen, die sich hier entwickelt haben und heute erfolgreiche Makler sind. Hier kommt sehr viel Dankbarkeit zurück und das ist für mich persönlich auch ein schönes Gefühl.

WELT: Wäre es möglich, dass Sie Ihr Pensum reduzieren, um mehr Zeit für die Familie zu haben?

KOWALSKA: Aktuell nicht. Mein Wissen würde in einigen Bereichen fehlen. In den nächsten zwei Jahren möchte ich die Firma jedoch so aufstellen, dass andere Kollegen Teile meines Jobs übernehmen können. Ich könnte mir auch vorstellen, das Unternehmen irgendwann zu verkaufen und als Maklerin weiterhin drin zu bleiben, weil die Firma mittlerweile mein Herzensprojekt ist.

WELT: Also so, wie Sie angefangen haben.

KOWALSKA: Genau, das wäre schön. Aktuell bin ich mehr als Unternehmensleiterin und Ausbilderin für den Nachwuchs tätig – was ich auch genieße. Mich macht es aber auch sehr glücklich, Menschen in einer sehr emotionalen Phase ihres Lebens zu begleiten. Man erlebt, wie sie ein Zuhause finden oder sich von ihrem Zuhause trennen. Es fühlt sich nicht wie Arbeit an, wenn ich als Maklerin unterwegs bin, sondern als wäre ich in meinem natürlichen Element. Wenn die Gesundheit es hergibt, würde ich gern lange über die normale Rentenzeit hinaus arbeiten.

Der deutsche Beamte ist mit sich zufrieden

In einer aktuellen Umfrage bezeichnen sich zwei Drittel der Staatsdiener als „leistungsstark“

An kaum einer anderen Berufsgruppe gibt es so viel Kritik wie an den Beamten. Zu langsam, zu hoch bezahlt, zu viele. In der Tat arbeiten ohne Richter und Soldaten ungefähr 1,8 Millionen von ihnen im öffentlichen Dienst, wie der Deutsche Beamtenbund (DBB) in seinem jährlichen Report angibt. Kritik von innen jedoch, das zeigt eine neue Umfrage, gibt es nur in Maßen: Insgesamt sind die Beamten selbst ganz zufrieden mit ihrer Arbeit.

FELIX SEIFERT

Das Ergebnis stammt aus einer Erhebung des Software-Anbieters Stackfield, die in Zusammenarbeit mit dem Fachmagazin „Behörden-Spiegel“ erschienen ist und auf den Selbsteinschätzungen von 1875 Beamten aus allen 16 Bundesländern basiert. 64,5 Prozent der Beamten schätzten ihre Arbeitsweise dort als „leistungsstark“ ein, 83,6 gaben an, bei der Arbeit „hochmotiviert“ zu sein. Die Ergebnisse sind angesichts der Realität bemerkenswert. Erst vor Kurzem erreichte das Vertrauen in den Staat laut der neuen Ausgabe des eGovernment-Monitor mit 32 Prozent einen neuen Tiefststand. Behörden allein betrachtet schnitten mit 34 Prozent kaum besser ab. In Österreich und der Schweiz hingegen

erzielten die Ämter mit 44 und 52 Prozent Vertrauen klar bessere Ergebnisse. „Die Bürger haben klare Erwartungen an eine moderne Verwaltung, aber die tatsächliche Erfüllung bleibt dahinter zurück“, so das Urteil.

Langsame Prozesse gelten in Deutschland auch unter Firmen als offenkundiger Standortnachteil. Und die Beamten sehen es sogar selbst so. Gerade einmal 1,9 Prozent gaben in der neuen Umfrage an, dass Projekte in den Behörden „in der Regel wie geplant“ liefen. 61,5 Prozent sagten stattdessen, dass Bürokratie und Genehmigungswege ihre Projektarbeit ausbremsen. 22,9 Prozent schätzten, mindestens die Hälfte ihrer Arbeitszeit mit administrativen Aufgaben beschäftigt zu sein. Konkret sind das: „Informationen suchen“, „Statusabfragen“, „Doppelarbeit“.

„Die Ergebnisse sprechen nicht für faule Beamte, sondern für ein schlechtes System“, sagt Thomas Hoppe vom Verband der jungen Unternehmer dazu. Auch Unternehmen erlebten in Deutschland immer wieder motivierte Ansprechpartner, die jedoch „in Zuständigkeiten, Dokumentationspflichten und Freigabeschleifen festhängen“. Firmen kritisieren die hohe Bürokratie immer wieder als Nachteil des Standorts. Laut dem Institut der Deutschen Wirtschaft (IW) steigen die Bürokratiekosten nach einem

kurzen Rückgang seit mindestens einem Jahr wieder deutlich an. Die Kosten für Dokumentationspflichten liegen den Schätzungen zufolge aktuell bei etwa 64 Milliarden Euro pro Jahr.

Es wären also Lösungen gefragt – doch die Meinungen über die richtigen Maßnahmen gehen auseinander. Schon jetzt kosten aktive und ehemalige Beamte WELT-Berechnungen aus dem Sommer zufolge den Staat etwa 242,4 Milliarden Euro pro Jahr. Die Beamten selbst jedoch würden, um ihre Aufgaben besser erledigen zu können, gleichwohl mehr Personal einstellen. 33 Prozent gaben an, dass sie, wenn sie entscheiden könnten, mehr Mitarbeiter beschäftigen wollten. Zum Vergleich: Das sind mehr als diejenigen, die Dokumentationspflichten abbauen würden (28 Prozent).

Unternehmer-Sprecher Hoppe kritisiert diese Überlegungen. Statt mehr Behörden-Personal einzustellen, wäre es stattdessen an der Zeit für eine Steigerung der Effizienz der Verwaltung. „Mehr Menschen in ein ineffizientes System zu setzen, macht zunächst einmal nur das System teurer“, sagt Hoppe. „Aus Sicht des gesamten Staates darf die Antwort nicht immer ‚eine zusätzliche Stelle‘ sein.“ Immerhin: Die Digitalisierung ist in den Behörden der Umfrage zufolge mittlerweile angekommen. Künstliche Intelligenz wird im öf-

fentlichen Dienst etwa flächendeckend benutzt. Problematisch bleibt laut den Umfrage-Machern allerdings die Zahl der unterschiedlichen Programme. 66,1 Prozent sagten, mit mindestens vier verschiedenen Software-Anwendungen zu arbeiten. Dies könne bereits einen „spürbaren zusätzlichen Koordinationsaufwand“ bedeuten, heißt es.

Welche Software wird verwendet? Auch hier sind die Umfrageergebnisse aufschlussreich. Jenseits der Kategorie „Chat und Kommunikation“ gaben in der Kategorie „sonstige Tools“ mehr Teilnehmer an, mit sogenannten geografischen Informationssystemen (34 von 691 Antworten) zu arbeiten als mit spezialisierten KI-Programmen (27 von 691 Antworten). Aus Unternehmer-Sicht besteht auch hier entsprechendes Optimierungspotenzial. „Der deutsche Staat ist gleichzeitig zu groß und an den entscheidenden Stellen zu langsam“, so Unternehmer-Sprecher Hoppe.

Doch von den Reformen, die die Bundesregierung versprochen hatte, blieb allerdings wenig übrig. Im Haushaltsentwurf für das Jahr finden sich mehr als 12.000 zusätzliche Stellen für Bundesbeamte als aktuell. Nur der Bundesrechnungshof müsste den Plänen zufolge mit weniger Personal auskommen – die Behörde, die die Ausgaben des Staates überwacht.

ANZEIGE

Rodin
SELON RILKE



Penseur Monumental, 1903, plâtre, H. 182 - L. 108 - P. 141 cm, musée Rodin, Paris © musée Rodin - photo Hervé Lewandowski

Organisé par le musée Rodin, Paris

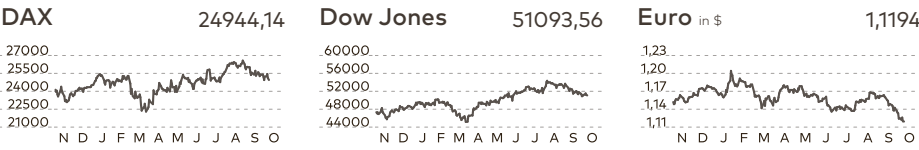
Fondation Pierre Gianadda

Martigny

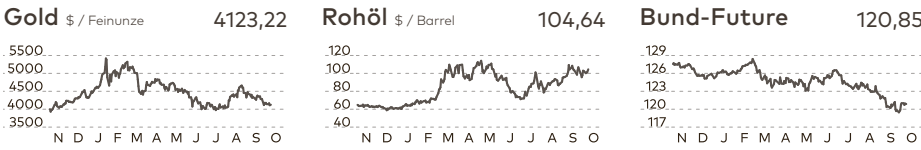
26 juin – 22 novembre 2026
Tous les jours de 10 h à 18 h

Suisse

BÖRSEN-WELT:

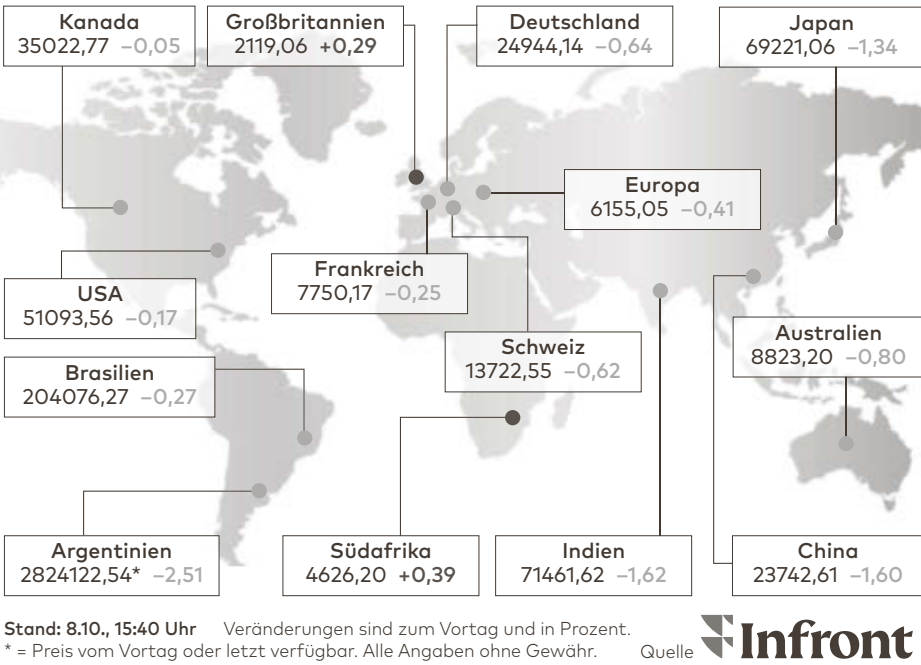


DAX	08.10. (15:40 Uhr)	Kurs in €	Veränderung Vortag in %	Tief	12 Monate Vergleich	Hoch	Markt. Mrd. €	Div. in €	Div. Rend.	KGV 2026
Adidas	146,15	■	-0,4	130,0	●	196,4	26,31	2,80	1,92	15,50
Airbus SE	187,26	■	-0,1	157,5	●	221,3	148,36	3,20	1,71	25,90
Allianz SE	416,10	■	-0,3	338,8	●	454,6	158,29	17,10	4,11	13,19
BASF SE	51,78	■	+1,2	41,48	●	55,05	46,21	2,25	4,35	17,86
Bayer	43,37	■	-1,4	25,78	●	53,92	42,61	0,11	0,25	10,20
Beiersdorf	77,44	■	+0,3	67,08	●	110,2	18,79	1,00	1,29	16,98
BMW St.	52,40	■	-2,3	51,98	●	97,92	29,40	4,40	8,40	8,40
Brenntag SE	61,52	■	0,0	43,72	●	66,86	8,88	1,90	3,09	17,53
Commerzbank	38,28	■	-0,7	29,01	●	43,37	41,37	1,10	2,87	12,00
Continental	68,90	■	-2,0	53,10	●	77,50	13,78	2,70	3,92	10,39
Deimier Truck	40,57	■	-0,3	33,44	●	50,08	31,06	1,90	4,68	11,59
DHL	55,16	■	-0,7	38,37	●	58,90	63,43	1,90	3,44	16,42
Dt. Bank	29,86	■	0,0	23,82	●	35,85	57,05	1,00	3,35	8,32
Dt. Börse	293,80	■	+0,5	200,1	●	296,8	54,73	4,20	1,43	24,63
Dt. Telekom	26,96	■	-0,1	23,53	●	34,36	130,75	1,00	3,71	11,77
E.ON SE	16,96	■	+0,4	14,98	●	20,39	44,80	0,57	3,36	15,28
Fres. M.C.	36,46	■	-2,6	34,57	●	47,86	10,70	1,49	4,09	8,42
Fresenius SE	41,53	■	-4,1	35,11	●	52,96	19,02	1,05	2,53	11,41
GEA Group	67,70	■	-0,2	53,45	●	69,00	11,02	1,30	1,92	19,74
Hann. Rück SE	263,80	■	+0,7	223,4	●	281,2	31,81	12,50	4,74	11,51



	Kurs in €	Veränderung Vortag in %	Tief	12 Monate Vergleich	Hoch	Markt. Mrd. €	Div. in €	Div. Rend.	KGV 2026
Heidelb. Mat.	139,95	■ -1,2	137,2	●	241,8	24,68	3,60	2,57	10,77
Henkel Vz.	73,86	■ -0,4	61,28	●	84,20	13,16	2,07	2,80	12,94
Hochtief	395,60	■ -1,1	242,4	●	554,0	30,74	6,60	1,67	29,79
Infineon Tech.	59,58	■ -2,2	31,27	●	88,83	77,81	0,35	0,59	36,55
Mercedes Benz	39,13	■ -1,8	38,91	●	62,34	37,68	3,50	8,94	7,50
Merck	137,30	■ -2,0	100,7	●	148,8	17,74	2,20	1,60	16,33
MTU Aero	343,80	■ -2,1	265,2	●	404,8	18,50	3,60	1,05	17,55
Münch. Rück	519,60	■ +0,6	437,4	●	574,4	67,88	24,00	4,62	10,21
Qiagen	39,46	■ -3,3	27,56	●	47,60	8,16	0,31	0,78	18,27
Rheinmetall	932,70	■ +0,7	900,2	●	1966,0	42,91	11,50	1,23	24,45
RWE	57,86	■ -0,1	39,36	●	62,00	45,13	1,20	2,07	21,51
SAP SE	188,56	■ +0,5	127,5	●	244,3	231,65	2,50	1,33	26,01
Scout24 SE	69,85	■ +1,0	62,70	●	104,2	5,03	1,50	2,15	17,12
Siemens	265,00	■ -2,3	198,0	●	291,7	212,00	5,35	2,02	24,18
Siemens En.	142,18	■ -1,0	94,40	●	191,7	122,43	0,70	0,49	31,88
Siemens Heal.	38,40	■ -0,4	32,81	●	49,71	43,32	1,00	2,60	16,70
Symrise	90,56	■ -0,5	64,70	●	95,00	12,66	1,25	1,38	22,75
Vonovia SE	16,45	■ -1,8	16,28	●	28,90	13,95	1,25	7,60	8,10
VW Vz	67,02	■ -3,9	66,74	●	109,2	13,82	5,26	7,85	3,34
Zalando SE	22,61	■ +0,2	18,61	●	30,43	5,97	-	-	15,59

INDIZES



Eine 480-Euro-Zahnbürste mit eingebauter Kamera. So gut ist sie wirklich

Hersteller Dyson will die Zahnpflege revolutionieren. Im Test zeigen sich die Grenzen der Technik

Wenn der britische Technologiekonzern Dyson ein neues Produkt auf den Markt wirft, horcht die Tech-Welt auf. Ob beutellose Zyklonstaubsauger, High-tech-Föhns, futuristische Ventilatoren oder Luftreiniger – das Unternehmen liebt es, etablierte Alltagsgegenstände komplett neu zu denken. Nun wagt sich der Hersteller ausgerechnet an die tägliche Mundhygiene. Das Ergebnis heißt Camerajet und kostet stolze 480 Euro. Kann eine Zahnbürste überhaupt so viel Geld wert sein?

THOMAS HEUZEROTH

Schon beim Auspacken wird klar: Hier regiert kompromissloser Technik-Anspruch, der allerdings seine Schattenseiten hat. Das Handstück allein bringt beachtliche 231 Gramm auf die Waage und ist damit spürbar massiver als gängige Modelle von Konkurrenten wie Oral-B oder Philips. Rechnet man die große Ladestation, die gleichzeitig als Nachfüllstation für die Mundspülung dient, hinzu, stemmt das gesamte System 779 Gramm auf die Waage. Wer ein minimalistisch-leichtes Badezimmer hat, muss sich an diesen futuristischen Klotz erst einmal gewöhnen. Im Reisegepäck nimmt die Station zu viel Platz weg.

Die eigentliche Sensation verbirgt sich direkt im Bürstenkopf. Dort sitzen eine winzige Makrokamera mit einer Auflösung von 100.000 Pixeln und ein winziges Stroboskoplicht. Die Kamera macht etwa 28 Bilder pro Sekunde und erkennt so, wo die Zahnzwischenräume sind. Die entsprechende KI dafür wurde nach Angaben von Dyson mit 470.000 Bildern trainiert. Erkennt das System eine Lücke, feuert es innerhalb einer Zehntelsekunde einen konischen Flüssigkeitsstrahl mit exakt 0,15 Millilitern Mundspülung ab. Für anwesende Beobachter ist das eine lustige Sache, weil sich jede Spülung wie eine winzige Explosion im Mund anhört. Für den Nutzer ist das gewöhnungsbedürftig.

Dyson hat im Labor festgestellt, dass ein herkömmlicher, nadelförmiger Strahl nicht effektiv genug ist, um den hartnäckigen Plaque restlos zu entfernen. Deswegen feuert die Zahnbürste einen breiteren, konischen Sprühstoß ab. Die Aufnahmen werden nach Dyson-Angaben weder in einer Cloud gespeichert noch dauerhaft gesichert. Sie werden direkt auf dem Gerät und in der App für die Echtzeitanalyse verarbeitet und nach dem Betrachten sofort wieder gelöscht. Wer möchte, kann die Kamera sogar für eine manuelle Zahninspektion nutzen. Das Live-Bild wird in die App auf das Smartphone gestreamt.

Im Betrieb arbeitet ein Schallmotor, der mit 2,45 Hertz schwingt. Die Zahnbürste bietet drei verschiedene Reinigungsmodi. Die Mundduschen-Funktion lässt sich zu- und abschalten. Wer morgens in Eile ist oder den Flüssigkeitsstrahl gerade nicht wünscht, kann die Camerajet ganz klassisch und ohne Zahnzwischenraumreinigung als normale elektrische Zahnbürste nutzen. Oder umgekehrt auch nur den Interdental-Modus anwenden. Sollte man

zu stark aufdrücken oder die Zähne zu schnell putzen, quittiert das Gerät dies umgehend mit einem Warn-Feedback über eine Vibration und eine Meldung in der App.

Über WLAN und Bluetooth verbindet sich die Zahnbürste mit der MyDyson-App. Neben einer Live-Ansicht des Mundraums bietet die Software eine geführte Reinigung und detaillierte Statistiken. Nach dem Putzen offenbart die App eine Kartierung. Sie zeigt, wie gewissenhaft man gearbeitet hat, wo noch Plaque-Reste lauern und in welchen Mundwinkeln man beim nächsten Mal präziser putzen muss. Über RFID-Chips im Bürstenkopf erkennt die App zudem exakt, wann es Zeit für einen Kopfwechsel ist. Doch die smarte Technik hat im Alltag ihre Tücken. Der größte Feind der Kamera ist schlicht und ergreifend der Schaum. Bildet sich beim Putzen zu viel Zahnpastaschaum vor der Linse, meldet das System unbarmherzig, dass die Linse keine freie Sicht hat. In diesem Fall verweigert sie schlicht die Ausführung der Mundspülung, bis das Sichtfeld wieder klar ist. Dyson empfiehlt daher auch eine schaumfreie Zahnpasta.

Zudem verlangt die empfohlene Technik ein wenig Übung. Wer, wie von der App gefordert, die Lippen leicht öffnet, um die Interdentalerkennung zu optimieren, riskiert, dass Zahnpastaspritzer unkontrolliert an den Badezimmer Spiegel klatschen, was uns im Test häufig passiert ist. Beim klassischen Putzergebnis gibt es wenig zu meckern. Im Praxistest – den wir mit klassischen Plaque-Tabletten durchgeführt haben, wie man sie aus Zahnpasta-TV-Werbespots der 80er- und 90er-Jahre kennt – zeigte sich ein überzeugendes Bild. Die Zähne fühlen sich hinterher spürbar glatt an. Wer allerdings gehofft hat, die integrierte Munddusche würde den lästigen Griff zur Zahnseide komplett überflüssig machen, wird enttäuscht. Enge Zahnzwischenräume oder hartnäckige Speisereste wurden im Test schlicht nicht immer zuverlässig und lückenlos erfasst und gereinigt. Die Zahnseide oder kleine Zwischenraumbürsten bleiben also weiterhin im Badezimmer schrank unverzichtbar. Die Ladestation füllt den Wassertank der Bürste zwar auf Knopfdruck nach, allerdings zeigte sich das System in der Praxis nicht immer zu 100 Prozent dicht. Warum das Nachfüllen nicht automatisch funktioniert, haben wir nicht verstanden. Bei einem Preis von 479 Euro sollte man das erwarten dürfen.

Auch die laufenden Kosten können schmerzhaft sein. Für ein Zweierpack Ersatzbürsten verlangt Dyson 30 Euro. Für eine nicht schäumende Zahnpasta zehn Euro. Die Akkulaufzeit von gerade einmal rund zehn Tagen ist für ein High-End-Gerät dieser Preisklasse eher mittelmäßig. Wer technikbegeistert ist und bisher eher faul bei der Zahnzwischenraumreinigung war, findet hier einen hochspannenden digitalen Helfer. Wer jedoch eine unkomplizierte, günstige Alltags-Zahnbürste sucht, fährt mit klassischen Premium-Modellen und traditioneller Zahnseide weiterhin besser.



Controlled Substance Key Painting, 1994

© DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Diese ETFs profitieren vom nächsten Boom

Unternehmen können KI-Projekte verschieben – ihre Cyberabwehr nicht. Denn Angreifer rüsten längst auf, während immer mehr digitale Agenten neue Einfallstore schaffen. Ein gigantischer Markt entsteht

Dänemark hat rund sechs Millionen Einwohner. Nun erlebt das Land ein Datenleck, das sogar 8,8 Millionen Menschen betrifft. Unbefugte konnten auf Namen, Adressen und persönliche Identifikationsnummern im zentralen Personenregister zugreifen. Dort stehen auch Menschen, die längst gestorben oder ausgewandert sind. Nach Angaben der Regierung wurde der rechtmäßige Zugang eines privaten Unternehmens missbraucht.

HOLGER ZSCHÄPITZ

Fast zeitgleich musste das Pentagon rund drei Millionen Betroffene informieren, deren Sozialversicherungsnummern monatelang unverschlüsselt für Unbefugte zugänglich waren. Ob dabei die Künstliche Intelligenz im Spiel war, ist offen. Klar ist: Mit KI wird die Frage, wer auf welche Daten zugreifen darf, zur Kernfrage jedes Unternehmens. Daraus entsteht der zweite große KI-Boom an der Börse, neben Chips und Rechenzentren. Cybersecurity-Firmen haben dabei einen Vorteil.

Selbst Unternehmen, die beim Einsatz von KI zögern, müssen in ihre Abwehr investieren. Denn ob ihre Angreifer KI nutzen, entscheiden sie nicht. WELT erklärt, wie Anleger am neuen Boom mitmischen können und warum sie dabei nicht blind dem jüngsten Sieger folgen sollten.

Angreifer können mit KI täuschend echte Nachrichten verfassen, Schwachstellen schneller finden und Attacken automatisieren. Die Geheimdienstallianz Five Eyes warnt, KI könne Cyberangriffe binnen Monaten dramatisch beschleunigen. Im Sommer 2025 nutzten Hacker einen KI-Programmiersistenten für Angriffe auf US-Behörden. Die Software wählte Ziele aus, zog Daten ab und kalkulierte sogar die Lösegeldforderung. Zugleich wächst die Angriffsfläche in den Unternehmen selbst. Dort dürften bald mehr KI-Agenten als Menschen arbeiten, die Programme bedienen, Daten abrufen oder Zahlungen vorbereiten. Jeder Agent benötigt einen digitalen Ausweis samt Zugriffsrechten, und jede Berechtigung kann zur Schwachstelle werden. Aus einem Chatbot, der eine falsche Antwort gibt,

wird ein Agent, der mit dieser Antwort womöglich eine Handlung auslöst.

Die Verteidiger rüsten mit denselben Mitteln auf. Google gibt sein Modell Gemini 4 Argon zunächst an ausgewählte Sicherheitsteams, es soll Schwachstellen selbstständig finden und schließen. Das Start-up Armadin des früheren Mandant-Chefs Kevin Mandia lässt Schwärme von KI-Agenten wie Angreifer agieren, um Lücken vor echten Hackern aufzuspüren. Vergangene Woche sammelte es 255 Millionen Dollar ein, bei einer Bewertung von mehr als 2,5 Milliarden Dollar. Laut dem Marktforschungshaus IDC dürften die weltweiten Ausgaben für IT-Sicherheit von 308 Milliarden Dollar in diesem Jahr auf gut 430 Milliarden Dollar 2029 steigen. Das entspricht knapp zwölf Prozent Wachstum pro Jahr. Selbst dann flössen weniger als sieben Prozent der IT-Budgets in die Sicherheit. Am schnellsten wachsen laut Morgan Stanley Cloud-Sicherheit und Identitätsmanagement mit gut 23 beziehungsweise knapp 18 Prozent jährlich.

Einen weiteren Schub könnten Versicherer liefern. Wer Schäden durch autonome Systeme absichern will,

müsste wirksame Tests und Zugangskontrollen nachweisen, erwartet Morgan Stanley nach Gesprächen in Washington. Die Versicherer würden so faktisch zu Regulierern.

Im Frühjahr fürchteten Anleger noch, die KI-Labore könnten die Spezialisten mit eigenen Sicherheitsprodukten überflüssig machen. Als klar wurde, dass die Labore sie eher brauchen, drehte sich die Stimmung. Seit Jahresbeginn liegt etwa die Okta-Aktie knapp 150 Prozent im Plus. CrowdStrike mit 130 Prozent und Palo Alto kommt auf 119 Prozent. Zscaler blühte dagegen fast 13 Prozent ein, Check Point knapp 30 Prozent. Bernstein hat Mitte September Palo Alto, Okta und SentinelOne auf Market-Perform abgestuft. CrowdStrike wird mit dem 36-Fachen der erwarteten Umsätze der kommenden zwölf Monate bewertet. Wohlgemerkt: der Umsätze. Die Skeptiker verweisen auf das Geschäftsmodell. Sicherheitssoftware wird oft nach Mitarbeitern oder Geräten abgerechnet, und diese Größen explodieren nicht, nur weil mehr Rechenleistung zum Einsatz kommt. Die Aktie notiert aktuell bei 272 Dollar und damit über den Kurszielen von Bernstein, Morgan Stanley und Cantor, obwohl die beiden Letzteren zum Kauf raten.

Für Privatanleger liegt ein Branchen-ETF deshalb näher als die Wette auf Einzelaktien. In Deutschland sind sieben Cybersecurity-ETFs handelbar, und die Unterschiede sind erheblich. Binnen eines Jahres reicht die Spanne von 32 bis 67 Prozent Plus. Der Klassiker ist der L&G Cyber Security. Mit 4,3 Milliarden Euro ist er mehr als doppelt so groß wie die Nummer zwei und als einziger Fonds seit mehr als zehn Jahren am Markt, mit im Schnitt 16,9 Prozent pro Jahr. Auch Rendite und Risiko stimmen: Der größte Rückschlag der vergangenen fünf Jahre lag bei 20 Prozent, die Sharpe Ratio, die den Ertrag je Einheit Schwankung misst, über zwei. Der Haken sind die Kosten von 0,69 Prozent, der höchste Wert im Feld.

Auf dem Papier noch besser schneidet sein kleiner Bruder ab. Der L&G Cyber Security Innovation verwaltet aber nur 54 Millionen Euro und ist erst seit September 2022 am Markt. Die Tech-Baisse von 2022 hat er damit nur am Rande miterlebt, seine Risikokennzahlen fallen entsprechend schmeichelhaft aus. Der First Trust Nasdaq Cybersecurity landet über ein Jahr nur im Mittelfeld, liefert über fünf Jahre mit 16,5 Prozent pro Jahr aber den besten Wert. Wer allein dem jüngsten Sieger folgt, übersieht leicht einen langfristig erfolgreichen Konkurrenten. Der Invesco Cybersecurity zeigt wiederum, dass niedrige Kosten allein wenig nützen. Er ist der günstigste Fonds, liegt bei der Rendite aber auf dem letzten Platz.

Die Geschichte hinter dem Boom ist intakt, die Bewertungen haben davon allerdings viel vorweggenommen. UBS-Fondsmanager Patrick Kolb würde eine kurzfristige Korrektur nicht überraschen. Er zitiert André Kostolany, wonach an der Börse zweimal zwei oft fünf minus eins ergibt. Die Kunst bestehe darin, das Minus eins durchzustehen. Cybersecurity gehört deshalb als Beimischung neben einen breit gestreuten Welt-ETF. Erste Wahl sind große, erprobte Fonds wie der L&G Cyber Security oder der First Trust Nasdaq Cybersecurity. Wer jetzt einsteigt, verteilt den Kauf am besten per Sparplan auf mehrere Monate. Ein Cyber-ETF streut zwar das Risiko einzelner Anbieter, schützt aber nicht vor fallenden Bewertungen des gesamten Sektors. Die größte Gefahr liegt darin, heute schon für sämtliche Erfolge von morgen zu bezahlen.

Diamorphine, 2004 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BÖHN, 2026

Wie Sie sich den besten Gastarif sichern

Die Preise am Weltmarkt sind so hoch wie lange nicht mehr. Wer jetzt einen Vertrag bei einem günstigen Anbieter abschließen will, muss deshalb einiges beachten

Krieg in der Ukraine, Konflikt zwischen USA und Iran, Huthis am Roten Meer – und der Winter naht. Wer da an seine Gasheizung, die kommende Heizperiode und den Brennstoffpreis denkt, sollte jetzt einmal Kassensturz machen: Wie lange gilt noch eine eventuelle Preisgarantie? Und bis wann läuft der Vertrag noch? In den vergangenen Wochen ist der Gaspreis am Weltmarkt wegen der Blockade von Handelswegen im Mittleren Osten spürbar gestiegen.

Die Bundesnetzagentur veröffentlicht auf ihrer Website die aktuellen Preise im Großhandel: Seit Mitte Juli sind diese von 50 Euro pro Megawattstunde auf über 70 Euro gesprungen – ein Niveau, das es seit Anfang 2023 nicht mehr gegeben hat. Die internationale Preisagentur Argus Media warnt, dass „Europa die herausforderndste Heizsaison seit der von Russland 2022 verursachten Energiekrise bevorsteht“.

Hinzu kommen ungewöhnlich niedrige Füllstände deutscher Gasspeicher. Bundeswirtschaftsministerin Katherina Reiche (CDU) hat das bundeseigene Energieunternehmen Sefe vor Kurzem zur vermehrten Einspeicherung aufgefordert. Doch ob das hilft, ist fraglich. Daniel Puschmann, Chef des Vergleichsportals Verivox, erwartet einem Bericht der „Rheinischen Post“ zufolge wegen der hohen Einkaufspreise Gaspreiserhöhungen „bis zu 20 Prozent“. Bis zum Jahreswechsel würden viele Anbieter die höheren Preise weitergeben müssen.

Schon jetzt kommt der Preisanstieg bei den Verbrauchern an. Aktuell zahlen Neukunden in Deutschland durchschnittlich etwa 12,60 Cent pro Kilowattstunde (kWh), wie Auswertungen von Verivox und des Verbraucherportals Finanztip zeigen. Im Frühsommer waren es noch zehn Cent. Für ein Einfamilienhaus mit einem jährlichen Gasverbrauch von 20.000 kWh bedeutet ein Anstieg von 10 auf 13 Cent Mehrkosten von 600 Euro im Jahr. Eine aktuelle Umfrage des Verbands kommunaler Unternehmen (VKU) zum Start der Heizperiode am 1. Oktober lässt wenig Gutes erwarten. 65 Prozent der befragten 757 Stadtwerke erwarten demnach höhere Erdgaspreise. „Geopolitisch ausgelöste Energiekrisen zeigen wiederholt, wie schnell fossile Energieträger zum Preis- und Versorgungsrisiko werden können“, sagt VKU-Hauptgeschäftsführer Ingbert Liebing.

In mittlerer Zukunft kommt ein weiterer Risikofaktor auf Gaskunden zu. Knapp die Hälfte der befragten Unternehmen hat bereits jetzt Kosten durch vorgezogene Abschreibungen wegen absehbarer Stilllegungen von Gasnetzen. Diese steigenden Nebenkosten werden mittelfristig auf eine schrumpfende Zahl an Kunden

umgelegt – da immer mehr Haushalte auf Wärmepumpen umsteigen. Der vor Kurzem veröffentlichte Heizkostenspiegel der Beratungsgesellschaft cozonline führt insofern in die falsche Richtung. Demnach sind die Kosten für eine typische mit Gas beheizte Wohnung in diesem Jahr sogar leicht gesunken. Doch die jüngsten und noch kommenden Preisanstiege sind darin nicht enthalten. Die Entwicklung beim Heizöl zeigt, wohin die Reise gehen dürfte.

Was also tun mit dem bestehenden Gasliefervertrag? Die Verbraucherzentrale NRW empfiehlt einen Schnellcheck in vier Schritten: **1. Den aktuellen Gasvertrag prüfen:** Wie lange läuft er noch? Was zahlen Sie gerade und gibt es eine Preisgarantie? Das sind die drei ersten wichtigen Fragen. Viele Verbraucher sind, ohne es zu wissen, im Grundversorgungstarif. Den kann man jederzeit mit Zweiwochenfrist kündigen und zu einem anderen Anbieter oder Tarif wechseln. Steht im Bestandstarif bald die nächste Kündigungsfrist an, können Gaskunden schon jetzt nach einem günstigen Anschlussarif suchen.

Auch bei noch länger laufenden Tarifen muss man nicht untätig bleiben: Ist der Gaspreis verhältnismäßig hoch oder gibt es keine Preisgarantie für die kommende Heizperiode, kann man beim gleichen Anbieter bleiben und dort in einen Tarif mit Absicherung wechseln. Konkurrenzbeobachtung allerdings kann sich auch oft lohnen, betonen die Experten der Verbraucherzentrale NRW. Allerdings: Einen Folgevertrag kann man in der Regel frühestens drei bis sechs Monate vor Ende der aktuellen Vertragslaufzeit abschließen. Und auch dann sollte man genau hinschauen, welcher Preis garantiert sein wird.

2. Ein genauer Blick auf die Preisgarantie: Eine Preisgarantie kann je nach Tarif etwas anderes bedeuten, als man vermutet. Meistens umfasst sie nur bestimmte Preisbestandteile, in der Regel nämlich nur den reinen Gaspreis, also nicht einmal den gesamten Arbeitspreis. Steigende Netzentgelte, Abgaben, Steuern und Umlagen können diesen Arbeitspreis durchaus erhöhen. Interessant ist an dieser Stelle eine Überlegung zur CO₂-Abgabe: Aktuell beträgt diese in Deutschland 65 Euro pro Tonne. Für Erdgas bedeutet das einen Aufschlag von rund 1,3 Cent pro kWh Erdgas. Ab 2027 sol-

len die nationalen Abgabemodelle eigentlich durch ein europaweites Emissionszertifikate-Handelssystem (ETS₂) ersetzt werden. Der Fahrplan dafür steht fest, nicht jedoch der Einstiegspreis, den etliche EU-Mitgliedsstaaten zunächst gerne deckeln würden – etwa bei 50 Euro pro Tonne. Damit würde die Abgabe in Deutschland sogar sinken.

Auch fällt seit Anfang 2026 keine Gasspeicherungsumlage mehr an. Die belief sich auf knapp 0,3 Cent pro kWh. Beides zusammen könnte also für eine leichte Entlastung bei den Nebenkosten sorgen. Allerdings fallen Unterschiede von einigen Zehntelpunkten nur wenig ins Gewicht. Viel entscheidender ist die Wetterlage. Der vergangene kältere Winter sorgte in vielen Haushalten für einen höheren Verbrauch. Dass der Heizkostenspiegel – siehe oben – trotzdem sinkende Gesamtkosten beim Gas zeigt, liegt schlicht an gesunkenen Endkundenpreisen in den ersten Monaten dieses Jahres.

3. Ist der Bonus wirklich ein Bonus? „Kommen Sie zu uns und dafür kassieren Sie einen dicken Bonus“ – so lautet das Versprechen etlicher Anbieter für wechselwillige Kunden. Wenn man den Bonus dann verrechnet, ist der Tarif in vielen Fällen im Anschluss, nachdem die Bonusphase vorüber ist, oft nicht wirklich günstig. Manchmal ist er sogar teurer. Der nächste Kniff beim Bonus ist der Auszahlungszeitraum. Manche Prämien werden etwa erst nach zwölf Monaten ununterbrochener Belieferung ausgezahlt. Die Verbraucherschützer raten daher eher zu Tarifen mit Sofortbonus oder solchen, die monatlich den Abschlag senken. Und wer über ein Vergleichsportal sucht, kann in der Übersicht das Einberechnen der Boni in den Gesamtpreis abstellen. Apropos Vergleichsportale.

4. Vergleichsportale richtig nutzen: Um möglichst viele, aber auch möglichst relevante, Tarife zu sehen, lautet der Rat: Spielen Sie mit den Voreinstellungen. Was wollen Sie eigentlich sehen – und was nicht? Zum Schluss: Suchen Sie mal im Netz nach dem Namen des vielleicht bald neuen Gasanbieters und nach Erfahrungen anderer Kunden. Denn allein auf die Bewertungen oder Platzierungen im Vergleichsportal, so die Verbraucherschützer, verlässt man sich besser nicht.

mit dpa

Veröffentlichung der Anteilspreise von Qualitätsfonds – mitgeteilt von Infront Financial Technology GmbH

08.10.26 Währung Rückn. 3J. Perf.

NachhaltigkeitsFonds (ESG)

Deka Investments			
Tel.: 069 / 7147-652 www.deka.de			
DBA ausgewogen*	€	144,74	+34,04
DBA dynamisch*	€	139,60	+43,70
DBA konservativ*	€	111,20	+18,89
DBA moderat*	€	125,81	+24,91
DBA offensiv*	€	312,15	+53,45
Deka-ESG Akt CF*	€	369,52	+60,75
Deka-ESG ManSelect*	€	127,80	+29,75
Deka-ESG Rent CF A*	€	119,81	+12,48
Deka-ESG Strlriv CF*	€	161,79	+32,57
Deka-ESG Strlriv TF*	€	152,74	+29,73
Deka-Nach.E.St CF A*	€	106,87	+13,59
ESG Global Champ CF*	€	203,21	+72,31
ESG SeAktRed CF*	€	96,87	+33,02
Naspa-Ak.Gs NachCF*	€	101,21	+32,23
Naspa-PS Chance*	€	81,17	+50,50
Naspa-PS ChancePlus*	€	168,72	+54,59
Naspa-PS Ertrag*	€	47,78	+23,08
Naspa-PS Wachs*	€	51,13	+37,26
Persp Dynamisch CF*	€	121,87	+60,04
Persp Mit Asset CF*	€	121,45	+36,12

Metzler Asset Management GmbH			
RWS-Aktienfonds*	€	125,92	+36,05

ODDO BHF Asset Management

ExicPolarisBal DRw	€	95,57	+23,41
ExicPolsDym DRw	€	115,37	+23,92
Polaris Flexi DRw	€	95,93	+18,42
Polaris Mod DRw*	€	77,67	+15,37

1741 Fund Management AG			
NW Global Strategy*	€	148,41	+65,90

Creutz & Partners – The Art of Asset Management			
C&P Funds ClassiX*	€	114,31	+36,51
C&P Funds Detox*	€	69,13	-
C&P Funds Quantix*	€	215,26	+46,50

Commerz Real			
hausInvest	€	44,20	+5,89

DAVIS FUNDS SICAV			
Global A*	€	67,88	+60,63
Value Fund A*	\$	118,49	+78,25

Deka Investments			
Tel.: 069 / 7147-652 www.deka.de			
AriDeka CF*	€	105,11	+41,77
BasisStrat Flex CF*	€	135,13	+40,32

BerolinoRent Deka*	€	39,65	+16,41
BW Zielfonds 2030*	€	53,49	+11,83
Deka-ESG Div RheEd*	€	116,86	+36,13
Deka-ESG ReRheinEd*	€	28,44	+10,40
Deka-Europ.Bal. CF*	€	54,57	+11,06
Deka-Europ.Bal. TF*	€	107,29	+10,57
Deka-Europ.Akt Str*	€	104,24	+40,64
DekaFonds CF*	€	156,97	+48,06
Deka-Global Bal CF*	€	109,75	+17,13
Deka-Global Bal TF*	€	106,50	+15,91
Deka-MegaTrends CF*	€	192,03	+62,55
Deka-No.Div Str CF*	€	158,15	+46,54
Deka-Sachwer. CF*	€	111,13	+11,23
Deka-Sachwer. TF*	€	107,09	+10,06
DekaSpezial CF*	€	815,10	+68,20
DekaTresor*	€	85,27	+9,01
Div.Strategie CF A*	€	243,02	+44,29
Div.StrategieEur CF*	€	125,03	+41,40
ESG SeAktRed TF*	€	49,11	+28,76
Euro Potential CF*	€	169,39	+30,91
EuropaBond CF*	€	88,38	+11,66
EuropaBond TF*	€	32,12	+10,08
Frankf.Sparinvest*	€	209,54	+51,50
GlobalChampions CF*	€	466,87	+75,69
GlobalChampions TF*	€	411,02	+71,93
Mainfr.Strategie*	€	211,81	+32,69
Mainfr.Wertk ausg*	€	101,50	+13,04
Multiset In.CFA*	€	83,11	+19,23
Multirent-Invest*	€	32,09	+25,85
Multizins-INVEST*	€	24,76	+23,16
Naspa-Fonds*	€	40,02	+23,63
RenditDeka*	€	21,40	+11,09
RenditDeka TF*	€	27,59	+10,93
RentenStratGlob CF*	€	74,64	+12,53
Technologie CF*	€	75,26	+13,84
UmweltInvest CF*	€	167,54	+136,31
UmweltInvest CF*	€	249,73	+50,92

UmweltInvest TF*	€	217,12	+47,69
Weltzins-Invest P*	€	19,78	+22,59

Deka International (Luxemburg)			
1822 Str.Cho.Pl.*	€	174,83	+40,07
1822 Str.Chance*	€	117,09	+39,20
1822 Str.Ert.Pl.*	€	49,68	+21,76
1822 Str.Wachstum*	€	62,02	+33,69
Berol.Ca.Chance*	€	81,44	+39,21
Berol.Ca.Premium*	€	111,82	+51,71
Berol.Ca.Sicherh.*	€	43,68	+22,79
Berol.Ca.Wachst.*	€	45,23	+34,45
DekaEuAktSpezCF(A)*	€	192,02	+58,24
DekaFlexZins CF*	€	270,61	+59,36
Deka-FlexZins PB*	€	984,65	+10,22
Deka-FlexZins TF*	€	992,33	+10,30
DekaGlobAktLRCF(A)*	€	984,04	+9,99
DekaGlobAktLRCF(A)*	€	271,96	+31,26
Deka-Indust 4.0 CF*	€	282,75	+66,35
Deka-Indust 4.0 TF*	€	263,61	+62,80
Deka-Lifestyle CF*	€	88,27	-
Köln Str.Chance*	€	87,11	+45,22
Köln Str.Ertrag*	€	45,10	+23,58
Köln Str.Wachstum*	€	48,49	+35,81
KölnStr.Chance*	€	78,07	+48,50
UnterStrat Eu CF*	€	191,28	+31,53

Deka-Vermögensmanagement GmbH			
Deka-PfSel ausgw*	€	129,58	+38,61
Deka-PfSel dynam*	€	159,36	+50,95
Deka-PfSel moderat*	€	107,13	+23,79
DekaStruk.SChance*	€	248,83	+46,63
DekaStruk.SChance**	€	408,71	+51,38
DekaStruk.SErtrag*	€	103,43	+24,40
DekaStruk.SWachs*	€	120,29	+37,23
Hamb Stiftung D*	€	987,69	+15,69
Hamb Stiftung I*	€	888,19	+15,51

Hamb Stiftung P*	€	87,32	+14,39
Hamb Stiftung T*	€	121,05	+14,38
Haspa TrendKonz P*	€	88,63	+11,11
Haspa TrendKonz V*	€	96,04	+12,73
LBBW Bal. CR 20*	€	45,41	+15,67
LBBW Bal. CR 40*	€	55,42	+21,83
LBBW Bal. CR 75*	€	80,80	+36,34
Priv BoPrem Chance*	€	215,82	+48,19
Priv BoPrem Ertrag*	€	46,50	+8,30

DWS			
Offene Immobilienfonds			
grundb. europa IC*	€	32,06	-13,90
grundb. europa RC*	€	32,16	-14,66
grundb. Fok Deu RC*	€	46,50	-10,70
grundb. Fokus D IC*	€	46,81	-9,75
grundb. global IC*	€	42,97	-12,16
grundb. global RC*	€	42,28	-13,27

Gutmann Kapitalanlage			
HWB Pf. Plus R*	€	123,45	+29,43
HWB Pf. Plus V*	€	123,08	+29,11
HWB Vict.Str.Pf. R*	€	145,3	+24,92
HWB Vict.Str.Pf. V*	€	145,4	+24,96

LRI Invest S.A.			
ALTIS Bal Value*	€	132,04	+48,47
ALTIS Global Res*	€	250,64	+58,20

MEAG			
www.meag.com privatanleger@meag.com			
AktienSelect A*	€	203,60	+57,43
Dividende A*	€	82,44	+57,02
ERGO Vermög Ausgew*	€	65,49	+35,94
ERGO Vermög Flexi*	€	71,02	+41,38
ERGO Vermög Robust*	€	53,47	+23,61
EuroBalance*	€	76,70	+43,85
EuroErtrag*	€	69,29	+17,53
EuroFlex*	€	42,35	+10,85
EuroInvest A*	€	150,74	+81,25
EuroKapital*	€	69,61	+49,59
EuroRent A*	€	27,03	+10,50
GlobalAktien*	€	92,05	+89,42
GlobalBalance DF*	€	87,62	+35,44
GlobalChance DF*	€	112,72	+58,27
Prolinvest*	€	301,45	+70,25
ReturnSelect A*	€	56,94	+17,81
VermAnlage Ret A*	€	88,06	+38,65

Metzler Asset Management GmbH			
RWS-DYNAMIK A*	€	45,26	+41,24
RWS-ERTRAG A*	€	17,78	+25,42

Union Investment			
Tel.: 069 58998-6060 www.union-investment.de			
PrivFdkKontr.*	€	146,72	+32,57
UniESG Aktien Glo*	€	204,97	+48,68
UniEuroRenta*	€	59,18	+9,99
UniFav.Akt. -net.*	€	208,30	+70,08
Unifavorit: Aktien*	€	335,05	+71,89
UniGlobal*	€	523,50	+58,78
UniGlobal-net.*	€	310,65	+56,84
UniRak*	€	161,77	+28,37

Union Investment Luxemburg			
FairWorldFonds*	€	59,65	+17,65
PrivatFonds: ESG*	€	59,42	+28,81
UniESG Aktien EuA*	€	82,71	+42,06
UniEurKap.Co.net A*	€	35,67	+8,14
UniGlobal Div-netA*	€	135,78	+29,09
Unilndustrie 4.0A*	€	114,73	+74,52
UniOpti4*	€	99,49	+8,54
UniRak ESG A*	€	108,18	+31,48
UniRak ESG net A*	€	105,45	+30,10
UniRak Kon.ESG A*	€	111,64	+17,24
UniRak Kon.ESG netA*	€	109,82	+16,01
UniSec. High Tech.*	€	441,62	+146,02
UniStruktur*	€	129,52	+31,65

Union Invest Real Estate			
UnilmmoDt.*	€	92,10	+4,58
UnilmmoEuropa*	€	46,26	-10,32
UnilmmoGlobal*	€	39,34	-13,72

Universal Luxembourg			
CondorBalance-UI*	€	106,62	+21,95
CondorChance-UI*	€	137,69	+52,35
CondorTrends-UI*	€	126,09	+37,23

W&W Int. Asset Management Dublin			
SouthEast Asian Eq*	€	224,77	+92,47

Warburg Invest			
DMüller Prem Akt €*	€	89,78	+6,02

Sonstige			
KanAM Spz Leading Cities€	€	56,05	-45,18

* Fondspreise etc. vom Vortag oder letzt verfügb. Währung: € = Euro, \$ = US-Dollar, ¥ = Yen, £ = Brit. Pfund, CH = Schweizer Franken, PL = Polnische Zloty. Alle Angaben ohne Gewähr, keine Anlageberatung und -empfehlung. Alle Fonds mit weiteren Informationen auf moneyspecial.de/fonds



Infront
Funds Service

fundservice@infrontfinance.com
+49 69 26095760
Infront publiziert die Fondsdaten im Auftrag der Fondsgesellschaften als besonderen Service für deren Anleger.

LANCÔME
PARIS



KÉRASTASE
PARIS



LA ROCHE-POSAY
LABORATOIRE DERMATOLOGIQUE

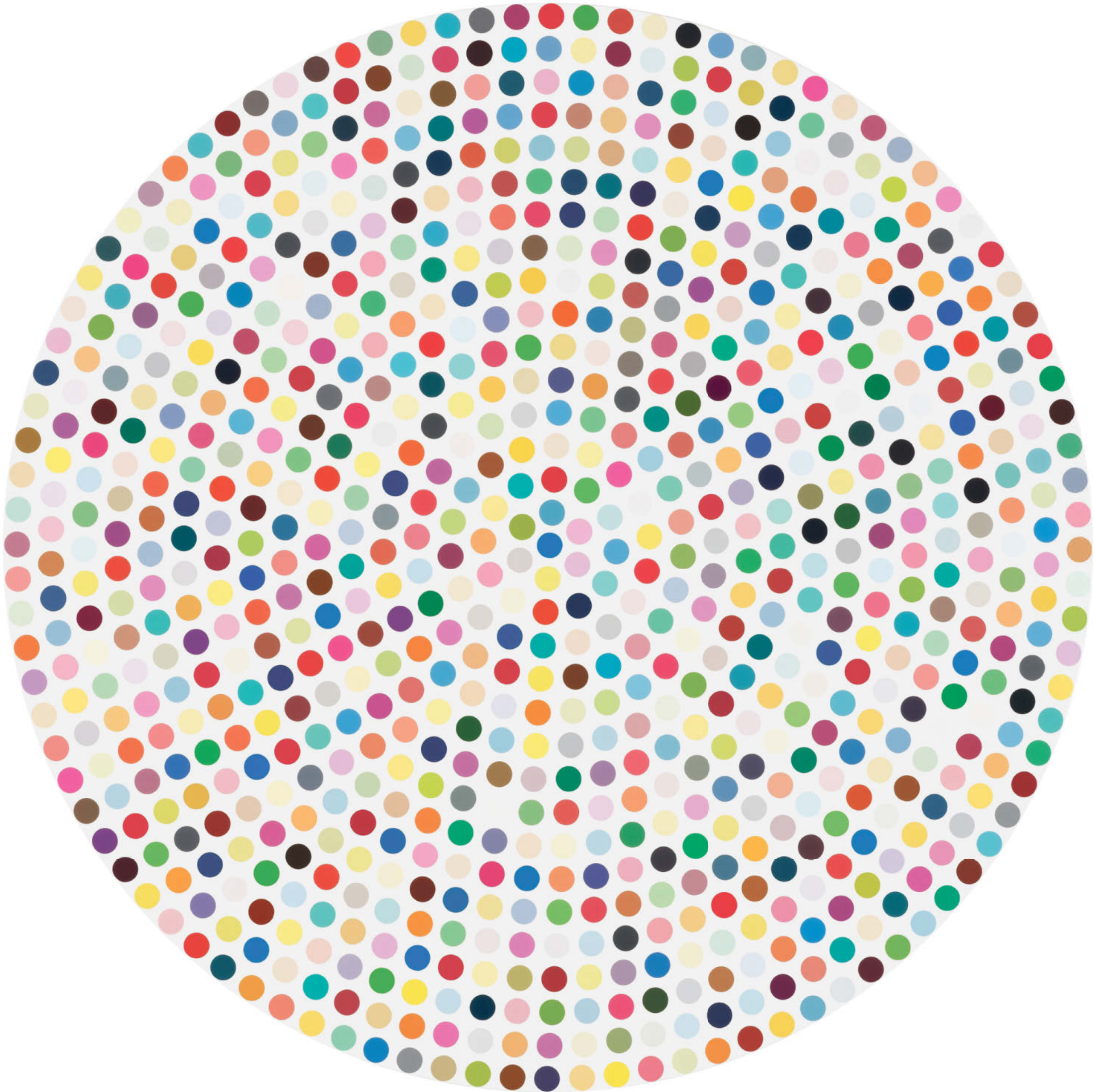


L'ORÉAL
PARIS



L'ORÉAL
GROUPE

Entdecke unsere Auswahl an
nachfüllbaren Produkten.



Chenodeoxychlic Acid, 2009 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Niko Kovac wirkte rein äußerlich erholt, als er sich erstmals seit dem 19. September wieder den Fragen der Journalisten stellte. Er habe die vergangenen zweieinhalb Wochen „im Homeoffice“ verbracht, erklärte der Trainer von Borussia Dortmund. Doch was ihn ärgert, ist die Tatsache, dass die zu Ende gehende Länderspielpause für die meisten seiner Spieler alles andere als erholsam war: Teilweise mussten sie bis zu vier Spiele für ihre Nationalmannschaften absolvieren.

„Diese vier Spiele waren für mich definitiv zu viel. Die Pause war zu lang. Von Klubseite aus ist das total inakzeptabel“, sagte Kovac. Zum einen wurden die Profis nach gerade mal vier absolvierten Begegnungen in der Meisterschaft aus ihrem Rhythmus gerissen, zum anderen wurden sie über Gebühr beansprucht: bei den Länderspielen und den damit verbundenen Reisen.

Von der Neuordnung des Spielkalenders mit nur zwei statt bisher drei Länderspielpausen

Immer Ärger mit den Länderspielen

BVB-Trainer Niko Kovac kritisiert die Belastung der Spieler. Nun drohen Ausfälle

im zweiten Halbjahr, dafür aber mit vier Spielen in der letzten September- und der ersten Oktober-Woche, hält Kovac gar nichts. „Dreimal zwei Länderspiele, das wäre die beste Lösung. Da sind die Spieler zwar jeweils zehn Tage weg, aber dann hat man sie wieder“, so der 54-Jährige.

Gleich zwanzig BVB-Profis waren in den vergangenen Wochen für ihre Auswahlteams im Einsatz – und sind es teilweise noch. Erschwerend kommt hinzu, dass gleich mehrere Stammspieler angeschlagen von den Nationalmannschaften zurückkehrten. Nico Schlottnerbeck etwa zog sich eine Sprunggelenksverletzung zu. Beim Bundesliga-Restart am Freitag gegen Werder Bremen (20.30 Uhr, live bei Sky und im Ticker bei welt.de) wird er wahrscheinlich fehlen. Der Abwehrchef war gerade erst aus einer schweren Verletzung gekommen.

Carney Chukwuemeka ist dagegen mit muskulären Problemen wieder in Dortmund vorstellig geworden. Konstantinos Kareltsas und Daniel

Svensson kehrten erkältet zurück. Ramy Bensebaini und Albert werden erst am Donnerstag, einem Tag vor dem Werder-Spiel, wieder erwartet.

Der Fall Julian Ryerson zeigt exemplarisch, wie wenig Rücksicht die nationalen Verbände auf die Vereine nehmen. Der norwegische Verteidiger musste bereits beim 1:2 in der Nations League gegen Portugal am 27. September verletzt ausgewechselt werden, wurde aber vier Tage später gegen Wales erneut eingesetzt, bekam einen Schlag – und musste erneut verletzt herausgenommen werden. Auch Ryerson wird gegen Werder möglicherweise passen müssen.

Kareltsas wiederum kam gleich in allen vier Spielen der Griechen in der Nations League zum Einsatz – obwohl sich Kovac eine geringere Belastung für den Spielmacher gewünscht hatte, der im Champions-League-Spiel gegen Villarreal einen Kreislaufkollaps erlitten hatte. Er habe „ein bisschen mehr gespielt, als wir uns das vorgestellt haben“, erklärte Kovac. Bei seiner Kritik

geht es dem Trainer des Bundesliga-Tabellenführers „aber nicht nur um Kranke und Verletzte“. Zweieinhalb Wochen habe sein Team „überhaupt keinen Rhythmus“, sagte er.

Kovac plädiert deshalb eindringlich dafür, wieder zum alten Rahmenterminkalender zurückzukehren. „Wenn man vier Länderspiele bestreiten muss, bedeutet das viele Reisen und die Kader sind relativ klein. Deutschland hat es jetzt anders, aber bei allen anderen Nationen gab es nur eine begrenzte Auswahl an Spielern. Unsere Spieler waren viel unterwegs“, erklärte er. Kovac fürchtet, dass der BVB die Auswirkungen in den kommenden vier Wochen mit neun Spielen in Bundesliga, Champions League und DFB-Pokal zu spüren bekommen wird.

Und aus deutscher Sicht wirft die nächste Länderspielphase schon wieder ihre Schatten voraus: Am 13. November spielt das DFB-Team in Belgrad gegen Serbien, am 16. November steht das Duell in Berlin gegen die Niederlande an. om

Der finale Abschnitt seiner Triathlon-Karriere hat begonnen. Patrick Lange ist nach drei Hawaii-Siegen und im Alter von 40 Jahren auf der Zielgeraden angekommen. 2027 ist Schluss, sein Abschiedsrennen wird die Challenge Roth sein. Am 10. Oktober wird er nun ein letztes Mal in der Bucht von Kailua-Kona in die Ironman-Weltmeisterschaft starten. Ein letztes Mal 3,8 Kilometer Schwimmen im Pazifik, 180 Kilometer auf dem Rad durch die Lavawüste und dann noch 42,195 Kilometer in Laufschuhen bis ins Ziel auf dem Ali i Drive.

MELANIE HAACK

WELT: Herr Lange, der Sport hat Ihnen extreme Höhen und extreme Tiefen beschert. Große Emotionen. Glauben Sie, Sie können ohne? **PATRICK LANGE:** Ohne Sport auf keinen Fall – aber ohne die Achterbahnfahrt auf jeden Fall. Ich glaube, die Kurve wird ein bisschen flacher werden, und das finde ich nicht schlecht. Im Moment bin ich aber noch im vollen Fokus und freue mich sehr auf Kona.

WELT: Ein letztes Mal Hawaii. Wie wird das? **LANGE:** Es ist ein bunter Strauß an Gefühlen. Ich bin auch etwas wehmütig, zum letzten Mal als Athlet an jenem Ort zu sein, der mich als Sportler geprägt hat wie kein anderer. Ich gehe mit der Attitude heran: „Das ist das letzte Mal – und ich will es richtig gut machen!“ Ich denke, dass die Challenge Roth 2027 dann der emotionale Abschluss sein wird, bei dem vielleicht auch ein paar Tränen fließen. Klar, Hawaii wird auch emotional, trotzdem weiß ich: Danach kommt noch ein tolles Rennen in Roth.

WELT: Wann und wieso fiel der Entschluss zum Karriereende 2027? **LANGE:** Das hat sich über Jahre entwickelt. Für mich war immer klar, dass das Verfallsdatum irgendwo bei 40 Jahren liegt. Das ist einfach im Triathlon so, das zeigt die Historie. Für mich, der als Quereinsteiger reingekommen ist, war und ist es nach wie vor ein totales Privileg, Triathlon als Profisport ausüben zu dürfen – und das hat die Entscheidung nicht unbedingt leichter gemacht.

WELT: Gab es in diesem Prozess dennoch den einen entscheidenden Auslöser? **LANGE:** Nein, aber es gibt einfache Dinge, die sich verändern. Dass ich zum Beispiel mehr Zeit zum Regenerieren brauche. Meine Entscheidung stand vor der Challenge Roth fest, und der Wettkampf hat dann bestätigt, dass es definitiv die richtige Entscheidung ist. So wie sich der Sport gerade entwickelt, muss ich realistisch sein. Ich bin leistungstechnisch noch immer auf dem Niveau meines letzten Hawaii-Sieges, aber es wird gerade so spezifisch und so schnell, gerade das Radfahren, dass ich mir nach Roth dachte: „Wow, das ist heftig! Da werde ich wahrscheinlich auch in absehbarer Zeit nicht mehr hinkommen.“ Mein Anspruch war es immer, kompetitiv auf der Höhe zu sein und Rennen zu gewinnen. Nur dabei zu sein, ist nicht mein Anspruch. Deshalb hat mir der Wettkampf aufgezeigt, dass es die richtige Entscheidung ist, bald aufzuhören.

WELT: Hat sich auch Ihre Sicht auf den Sport gewandelt? Dieser nötige, unbedingte Wille? **LANGE:** Ja, ein bisschen. Auch, weil ich mich viel mit der Zeit nach dem Karriereende beschäftige. Früher hatte ich dieses hundertprozentige Commitment und den totalen Fokus, es gab nur Triathlon – mittlerweile hat sich das Interessensfeld geweitet, diese Scheuklappen sind weg. Und dann sieht man, dass es auch noch andere schöne Sachen außerhalb des Spitzensports gibt.

WELT: Sie sagten, Hawaii hat Sie geprägt wie kein anderes Rennen. Es liegt Ihnen aber auch wie kein anderes Rennen. Sie können gut mit Hitze und Luftfeuchtigkeit, aber das allein kann es nicht sein. **LANGE:** Es hört sich komisch an, aber ich glaube, im Vergleich zu der neuen Generation habe ich spirituell auf der Insel einfach eine andere Verbindung. Damit will ich nicht sagen, dass die Jungs keine Verbindung zu ihr haben oder diese Energie nicht spüren. Aber ich bin mit den Geschichten um Mark Allen und Co. aufgewachsen, habe das eingeatmet und spüre vielleicht etwas, was andere nicht spüren und kann mich dem vielleicht mehr öffnen. Ich fühle mich auf Hawaii einfach sehr stark verwurzelt und verbunden. Das war aber auch schon beim ersten Mal so. Es gibt einfach solche Orte. Und das war für mich von Anfang an Hawaii. Körperlich kannst du alles nur bedingt trainieren, deshalb denke ich, dass dies der entscheidende Faktor ist. Ich kenne ja auch das Gegenteil.

WELT: Sie sprechen vom Ironman Frankfurt. Ihr Heimrennen, bei dem es nie gut lief. **LANGE:** Der Gegenpol zu Hawaii. Warum hat das Rennen in Frankfurt für mich nie funktioniert? Ich habe auf dieser Strecke wahrscheinlich mehr Zeit im Training verbracht als alle anderen Athleten. Ich weiß nicht, wie viele Male ich versucht habe, es zu verstehen – manchmal kannst du es nicht richtig fassen. Genauso ist es mit Hawaii. Ich bin sehr froh, dass es dieses Rennen ist. Wenn du dir als Athlet ein Rennen aussuchen kannst, bei dem du wirklich gut funktionierst, dann ist es das. Dafür bin ich sehr dankbar.

WELT: Was bedeutet das für den 10. Oktober? Sie erwähnten die schnellen Radzeiten der jüngeren Konkurrenz. Kaum noch aufzuholen trotz ihrer Laufstärke. Zählt Hawaii anders?

LANGE: Das ist meine tiefe Überzeugung. Auch das schlechte Rennen in Roth reiht sich ja ein in eine Historie bei mir, bei der man sagen könnte: Ich brauche das schlechte Rennen im Sommer, um auf Hawaii in Topform zu sein. Deshalb lasse ich mich nicht entmutigen. Aktuell ist es ja auch auf der Langstrecke so, dass es einen Hype auf Bestzeiten gibt. Aber das ist auf Hawaii anders. Dort weiß man vorher: Hier wird keine Weltbestzeit gebrochen, weil die Bedingungen das nicht hergeben. Deshalb ist von dieser Seite beim Veranstalter eine gewisse Ruhe drin. Das heißt, Autos, Motorräder und sonstige beeinflussende Faktoren sind eher außen vor. Meine große Hoffnung ist, dass wir ein sehr faires Rennen haben werden. Und ich glaube, in einem fairen Kampf, wenn der Rückstand auf dem Rad in Grenzen bleibt, dann ist auch auf Hawaii wieder alles möglich. Davon bin ich überzeugt. Und dafür arbeite ich noch mal sehr, sehr hart.

WELT: Was bedeutet Ihnen diese Insel? Der Ort Ihrer großen Triumphe, sportlicher Dramen und Ihres Heiratsantrags. **LANGE:** Ich habe dort alles erlebt, aber die positiven Erfahrungen überwiegen bei Weitem. Für mich ist es das entscheidende Rennen auf der Langdistanz. Paris al-Sultan hat es auf den Punkt

gebracht, als er sinngemäß sagte: „Du kannst die ganze Saison Mist bauen, aber wenn du auf Hawaii performst, bist du der King.“ Das gilt nach wie vor. Es war schon in der Schule so, dass ich unter Druck am besten performt habe. Im Sport ging das so weiter. Ich kann mich unfassbar gut auf dieses eine Event fokussieren, darauf hinarbeiten und habe dann trotzdem die Lockerheit, dort abzuliefern. Auf Hawaii schaffe ich es, 110 Prozent zu geben, während ich woanders vielleicht bei 90 Prozent bin. Mir gefällt einfach auch dieses Pathos, diese Inszenierung und das Zelebrieren des Mythos vor Ort.

WELT: Jetzt kehrt die Ironman-WM zum Ursprung zurück. Davon waren Sie seit der örtlichen und zeitlichen Trennung der Geschlechter ein Verfechter. Freuen Sie sich? **LANGE:** Ich begrüße das sehr. Es hatte alles seine Gründe, warum man das Ende 2022 geändert hatte. Aber ich bin froh, dass wir wieder als Sportart voneinander profitieren können. Die Männer von den Frauen, die Frauen von den Männern. Wir werden, glaube ich, dieses Rennen medial auf ein sehr hohes Niveau pushen können. Es wird so viel Aufmerksamkeit drauf liegen, wie in den letzten vier Jahren nicht mehr – und das kann nur gut sein. Darin liegt eine gro-

ße Chance für alle. Ich finde es extrem gut, dass Ironman da auf die überragende Mehrheit der Athleten gehört hat. Absolut richtige Entscheidung aus meiner Sicht.

WELT: Nach Hawaii kommt für Sie im Juli 2027 der Abschied in Roth. Haben Sie ein bisschen Angst vor dem Schritt? **LANGE:** Die Aussicht auf die Zeit nach der Karriere macht mir eher Vorfreude als Angst. Ich beschäftige mich schon lange damit, habe Ideen entwickelt und früh angefangen, mit Partnern und Sponsoren zu sprechen. Mir war klar, dass ich nicht zurück an den Physio-Tisch möchte.

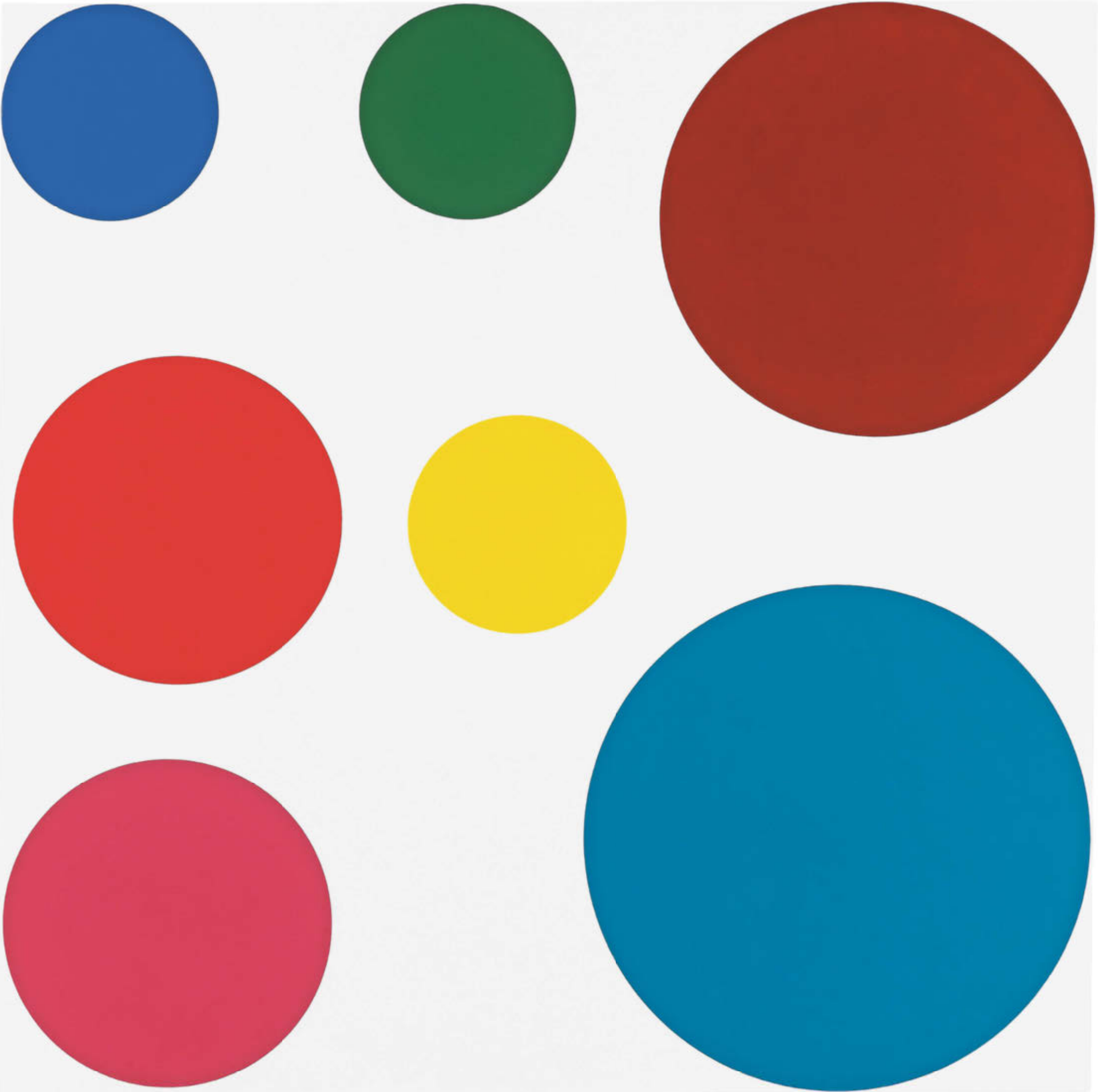
WELT: Warum nicht? Was folgt stattdessen? **LANGE:** Der Physiotherapeutenjob ist super-schön – ich habe das sehr gern gemacht –, aber das Kapitel ist für mich abgeschlossen. Und ich bin dankbar, dass ich andere Ideen habe, schon Pläne schmieden konnte und einiges bereits existiert – wie Laufseminare und ein Performance Camp. Es wird nicht die eine Sache geben, ich möchte mich vielseitig aufstellen. Wegen des Trainings musste ich zudem in den letzten Jahren einiges absagen, wofür ich dann Kapazitäten habe: Coaching, in Unternehmen gehen, Vorträge halten. Aufgrund meiner eigenen Geschichte

würde ich mir außerdem wünschen, dass ich eine Art Mentoring-Programm für junge Sportler aufbauen kann. Mir hat lange ein bisschen Guidance gefehlt. Am liebsten würde ich das unentgeltlich machen, aber da muss ich erst mal sehen, wie sich die anderen Sachen entwickeln.

WELT: Auf was freuen Sie sich am meisten im Leben „danach“? **LANGE:** Nicht jeden Tag aufzustehen und zu denken: „Wie werde ich besser? Was muss ich dafür tun?“ Diese bedingungslose, gnadenlose Selbstoptimierung. Nicht mehr jeden Tag diesen Kampf mit sich zu führen – darauf freue ich mich am meisten. Auch mal in den Tag hineinzuleben, auch mal in den Urlaub zu fahren. Ganz banale Sachen. Ich bin froh, dass ich eine Frau an meiner Seite habe, die das alles mitmacht. Aber in all den Jahren waren wir vielleicht zweimal für eine Woche im Urlaub. Das ist ein Leben, das entbehrensreich ist – das soll aber keine Beschwerde sein. Ich wollte es genau so, und es fiel mir nicht schwer. Irgendwann aber ist Zeit für etwas anderes. Auch einfach mal mit Kumpels ein Bier trinken und Fußball schauen – auch wenn der Anstoß am späten Abend ist. Oder endlich mal bei einem Formel-1-Rennen dabei sein. Ich bin riesiger Fan und war noch nie vor Ort.

„Das letzte Mal – und ich will es richtig gut machen!“

Triathlet Patrick Lange beendet 2027 seine Karriere. Zuvor reist der dreimalige Hawaii-Sieger noch zur Ironman-WM auf die Insel, die ihm alles bedeutet. Gespräch über eine große Laufbahn und das Danach



Phosphotungstate Reagent, 2008

© DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Von außen betrachtet sieht das Gebäude aus wie ein gewöhnliches Altenpflegeheim. Der Eingang ist breit und mit Aushängen beklebt. Vor der Tür gibt es Parkplätze. Ein paar Stufen und eine Rollstuhlrampe führen hinauf zur Glastür. Dahinter verbirgt sich eine besondere Welt: das Demenzdorf „The Hogeweyk“. Wer durch die automatische Glastür tritt, gelangt auf einen schulhofartigen Innenhof. 27 zweistöckige Häuser stehen dicht an dicht und fassen den Platz ein.

LYNN PINDERS

Hinter den Mauern des Demenzdorfs ist der Straßenlärm verstummt. „Hier führt mein Mann ein möglichst normales Leben und ist Teil einer Gemeinschaft“, sagt Mieke Kroeze. Seit sechs Monaten lebt ihr 85-jähriger Mann in einem der 27 Häuser des Demenzdorfs im niederländischen Weesp, unweit von Amsterdam. Mieke Kroeze kommt jeden Tag. Von der Zeit vor dem Demenzdorf erzählt die Niederländerin im Restaurant von „The Hogeweyk“. Die 73-Jährige wirkt munter. Sie trägt ihr rotbraunes Haar im Kurzhaarschnitt. Eine große, runde Brille liegt auf ihrer Nase.

Mieke Kroeze nimmt einen Schluck von ihrem Pfefferminztee. Dann erinnert sie sich an den Moment, der alles veränderte: Als sie mit ihrem Ehemann eine neue Küche mit Induktionsherd kaufte, habe das Drama seinen Lauf genommen. Zuerst sei die Freude bei beiden groß gewesen. Doch als er immer wieder vergessen hatte, wie man den Herd bedient, sei die Freude bald der Sorge gewichen, dass mit ihm etwas nicht stimme. „Es war ein seltsames, unangenehmes Gefühl, ihm dabei zuzusehen, wie ihm die Erinnerung entglitt“, sagt Mieke Kroeze. Was zunächst nur ein Verdacht war, bestätigte sich. Jan, ihr damals 80-jähriger Mann, leidet an vaskulärer Demenz. Die Diagnose liegt fünf Jahre zurück.

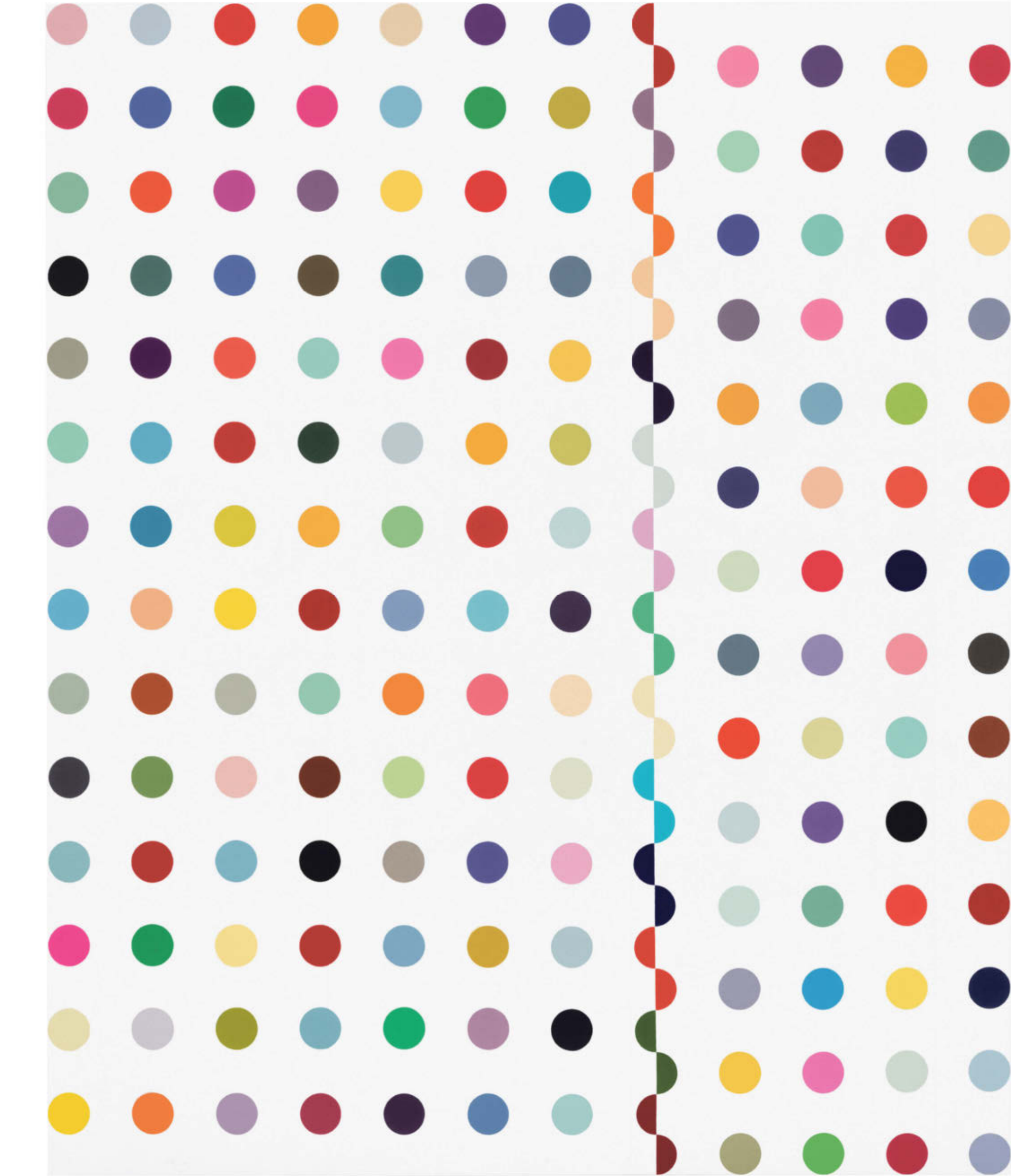
Vaskuläre Demenz ist eine neurologische Erkrankung, die zu einem schrittweisen körperlichen Abbau führt. Verengte Gefäße stören die Durchblutung des Gehirns. Nervenzellen erhalten zu wenig Sauerstoff. Zunächst werden die Gedanken langsamer, die Bewegungen schwerfälliger. Nach der Diagnose bleiben noch etwa fünf Jahre. Mieke Kroeze tat also das, was viele Angehörige tun: eine Entscheidung treffen, wie es mit ihrem Mann weitergeht. „Wir haben entschieden, dass er hier im Demenzdorf leben wird“, sagt die 73-Jährige. Damals habe sie stark gezweifelt. Heute sind diese Zweifel verflogen. Stattdessen strahlt sie Zufriedenheit aus. „Ich darf Jan jeden Tag zu jeder Zeit besuchen, dürfte hier sogar übernachten. Manchmal koche ich für alle“, erzählt sie.

Heute ist Jan Kroeze ein Pflegefall. Die Krankheit ist so weit fortgeschritten, dass ihm die Kraft fehlt, zu laufen oder zu stehen. Pfleger schieben ihn im Rollstuhl umher. Der 85-Jährige hat seine Sprache verloren, seine Frau erkennt er nur an guten Tagen. „Er ist nicht mehr der Mann, den ich geheiratet habe“, erzählt sie. Die Pflege ihres Mannes sei eine enorme Belastung gewesen; ständig seien fremde Menschen im Haus gewesen, um ihrem Ehemann beim Anziehen und Zubettgehen zu helfen. Dass Jan Kroeze im Demenzdorf lebt, ist für seine Frau eine Erleichterung. „Ich kann abends in mein Haus fahren und bin zurück in meinem eigenen Leben. Da bin ich frei“, sagt sie.

Bäume begrünen den Innenhof des Demenzdorfs. Überquert man den Platz, steht man inmitten eines Boulevards. Rechts und links befinden sich kleine Läden. Da gibt es einen Friseur, ein Veranstaltungsbüro, einen Supermarkt, eine Werkstatt für Haushaltsgeräte. Nur wenige Menschen sind auf der Straße, wie eine Einkaufsmall an einem Sonntag. In Schaufenstern stehen angestaubte Miniaturlandschaften. Einige Bewohner besuchen den Supermarkt, andere halten ein Pläuschchen – worüber Männer und Frauen zwischen 55 und 100 Jahren sich eben austauschen. Dass der eine dabei einen Schlafanzug trägt, der andere ein Hemd, das nicht zur Hose passt, spielt keine Rolle. Manche sitzen vor ihren Häusern in Gartenstühlen, lassen ihr Gesicht von der Sonne wärmen und halten eine Zeitung in den Händen, die schon im vergangenen Jahr gedruckt wurde.

„Das Demenzdorf sieht an vielen Stellen unterschiedlich aus“, erklärt Eloy van Hal. Der Niederländer gründete vor 17 Jahren das Demenzdorf mit. „Es hilft den Menschen dabei, sich zu orientieren. Auch Menschen mit fortgeschrittener Demenz können lernen, sich hier zurechtzufinden.“ Manche Bewohner würden täglich mehrere Kilometer durch das Demenzdorf gehen. Immer den gleichen Weg, zehn, 20 Mal, den ganzen Tag. Niemand hat bisher erforscht, ob es den Bewohnern eines Demenzdorfes nachweislich besser geht als denen, die in traditionellen Pflegeheimen leben. Eine Studie aus dem Jahr 2022 legt jedoch nahe, dass regelmäßige körperliche Aktivität dazu beiträgt, dass Menschen mit Demenz länger selbstständig leben können.

„The Hogeweyk“ gilt seit der Gründung als Vorbild für Pflegeeinrichtungen. Derzeit betreut er auch ein Projekt in Deutschland. In Görlitz soll ein Pflegeheim zu einem Demenzdorf umgebaut werden. Die Vision des Demenzdorfs: Betroffene nicht als Patienten zu sehen, sondern als Menschen. Insgesamt 188 Personen leben im Demenzdorf. Nur wer an einer fortgeschrittenen Form der Demenz leidet, darf in eines der Häuser einziehen. Die Bewohner zahlen einen Eigenanteil an den niederländischen Staat, abhängig von ihrem Einkommen, zwischen 200 und 2500 Euro pro Monat. Zum Vergleich: In Deutschland zahlen Betroffene in dem renommierten Demenzdorf „Töneböen“ den höchsten Eigenanteil bundesweit mit 4244 Euro. Das zeigte eine Recherche aus dem Jahr 2025 der Lokalzeitung „Dewezet“.



Chloramphenicol Acetyltransferase, 1996 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

„Ich kann abends zurück in mein Leben“

27 Häuser, eigener Supermarkt: Nahe Amsterdam bietet ein Demenzdorf seinen Bewohnern Freiraum trotz Erkrankung. Was macht das mit den Familien und dem Pflegepersonal – und taugt es zum Vorbild für Deutschland? Ein Ortsbesuch

Im Demenzdorf wandelt jeder Bewohner durch seine eigene Welt. Eine Welt, die aus den wenigen verbliebenen Erinnerungen besteht. Mal näher an der Realität, mal ganz fern. Wer Menschen mit Demenz mit ihren Fehlern konfrontiert, verursacht Aggression, Trauer und Verwirrung. „Wenn es die Person glücklich macht, dann kann man sie in ihrer unwahren Geschichte unterstützen“, sagt Van Hal. Ziel sei es, auf jeden Menschen individuell einzugehen. „Wenn ein Mensch hier im Demenzdorf einzieht, nimmt er durchschnittlich acht verschiedene Medikamente“, sagt Van Hal. „Unser speziell beauftragter Facharzt überprüft dann

die Medikamente und entscheidet, welche Pillen abgesetzt werden können. Im Durchschnitt wird die Anzahl der Medikamente um die Hälfte reduziert.“ Van Hal hält vor dem Theater. Zu beiden Seiten der Bühne hängen schwere Vorhänge. Einmal in der Woche finden hier Tanz- und Singabende statt. Bewohner und deren Angehörige können hier zusammenkommen.

Zwei Häuser weiter bleibt van Hal vor einem Haus stehen. Insgesamt sieben Menschen mit Demenz wohnen darin. Von der Haustür gelangt man in ein weitläufiges Wohnzimmer. Darin stehen Möbel im Retro-Stil: Sofas, Sessel, ein großer Esstisch. In der Ecke eine Küche. Jeder Bewoh-

ner darf sich selbst am Kühlschrank bedienen, auch Angehörige dürfen dort kochen. Jedes Haus hat seinen eigenen Stil: traditionell, urban, kosmopolitisch und formell. Das Wohnzimmer liegt in einem der traditionellen Häuser. „In diesem Haus hier leben nur traditionelle Niederländer, die Kartoffeln, Gemüse und Fleisch mögen“, erklärt van Hal. An den Wänden hängen gedruckte Kopien berühmter Gemälde. Klassische Möbel in Braun und Beige, Kategorie *Traditionell*.

Van Hal, der Jeans und Sakko trägt, ist das, was man einen Macher nennen würde. Er kann besser reden als zuhören. Seine Botschaft: „Menschen mit Demenz sind etwas anderes als

Demenzranke. Deswegen sprechen wir nur von Menschen mit Demenz“, betont er. Im Demenzdorf dürften sich alle Bewohner auf dem gesamten Gelände frei bewegen. Tag und Nacht. Ein Heimbetreuer und ein Pfleger kümmern sich jeweils um ein Haus. Sie kochen, putzen und waschen Wäsche. Das Personal hilft einigen Bewohnern auch beim Duschen, Anziehen und den täglichen Medikamenten. „Das vertraute Gesicht ist die Grundlage. Die Menschen, die hier arbeiten, kennen ihre speziellen ‚Mitbewohner‘ gut. Sie kennen deren Lebensgeschichten, Eigenheiten, Routinen. Erst dann funktioniert das Konzept“, erklärt van Hal.

Anne van den Brink ist eines dieser vertrauten Gesichter. Die gelernte Altenpflegerin ist 36 Jahre alt. Seit zehn Jahren arbeitet sie im Demenzdorf. „Die Menschen, die hier leben, haben ihren eigenen Rhythmus“, weiß van den Brink. Sie kennt die Vorlieben ihrer Truppe – und fordert sie auch: Einkaufen, Gemüsekleinschneiden, Kochen, Tischdecken. „Sie fordern ihr Gehirn und sind aktiv. Dann fühlen sie sich gebraucht.“ Für van den Brink der Sinn des Lebens. Auch Mieke Kroeze, die jeden Tag hierher ins Demenzdorf kommt, um ihren Mann zu besuchen, fühlt sich gebraucht. Denn sie wird heute mit den Mitbewohnern ihres Mannes Jan kochen. Nach dem Essen wird sie ihn wie gewohnt verabschieden, ihm einen zärtlichen Kuss auf den Mund geben, beim Gehen winken und das Demenzdorf durch die automatische Glastür verlassen. Mieke Kroeze kehrt dann in ihre Welt zurück. Ihr Mann bleibt im Dorf, das längst zu seiner Welt geworden ist.

Andreas Haase, 65, arbeitet als Berater und Therapeut bei der „man-o-mann männerberatung“ in Bielefeld. Die Themen seien breit gefächert, sagt er – von häuslicher Gewalt, mit Männern als Täter und auch Opfer, bis zu Krisen im Zuge von Trennung, Arbeitslosigkeit, Krankheit, Rente oder Todesfällen nahestehender Personen.

UMA SOSTMANN

WELT: Herr Haase, befindet sich Männlichkeit, wie so oft besprochen, in einer Krise? **ANDREAS HAASE:** Viele Männer können auf tiefe Lebensabschnitte emotional nicht so reagieren, wie es gut für sie wäre oder wie sie es sich wünschen würden. Sie versuchen, das Geschehene rational aufzuarbeiten, was ohne emotionalen Zugang nur bedingt gelingt. Irgendwann gelangen sie ins Straucheln, sind immer weniger leistungsstark, fühlen sich schlecht und ecken mit der Partnerin oder dem Chef öfter an. Wenn der Leidensdruck zu stark wird, suchen sich manche Hilfe. Wie weit sie sich öffnen, ist eine andere Frage, aber zumindest haben sie dann verstanden, dass es ein Problem gibt. Männer müssen sich aktuell mit verschiedenen Rollenbildern arrangieren. Einige geraten dabei in eine Krise: Was bisher Männlichkeit für sie ausgemacht hat, funktioniert nicht mehr. Aber das, was ihnen geboten wird, erscheint ihnen auch wenig überzeugend. Ich erlebe das verstärkt bei Männern kurz vor dem Ruhestand. Arbeit ist ein großer Identifikationsfaktor für viele. Fällt der weg, wissen sie nicht, wohin mit sich.

WELT: Wieso haben dennoch viele Männer eine intuitive Abwehrhaltung dagegen, sich mit ihrer Männlichkeit zu beschäftigen oder sie sogar infrage zu stellen? **HAASE:** Wir haben bis vor Kurzem in einer absolut klar patriarchalen Gesellschaft gelebt: Bis 1957 fiel das Vermögen der Frau durch Heirat automatisch an ihren Mann; bis 1977 musste sie ihn nach Ende der Kinderzeit um Erlaubnis fragen, wieder arbeiten zu gehen; bis 1997 war Vergewaltigung in der Ehe nicht strafbar. Männer erleben seit wenigen Jahrzehnten, wie peu à peu diese Ungerechtigkeiten abgebaut werden – ein Verlust von Privilegien, wenn man so will. Wenn ich mit einer selbstbewussten Partnerin um Zeit, Arbeit und Selbstbestimmung innerhalb der Familie ringen muss, ist das unbequem. Es erfordert Mut, hinzuschauen und sich einzugestehen, an manchen Stellen vielleicht so gehandelt zu haben, dass das eigene Handeln zu unangenehmen Konsequenzen geführt hat. Deutlich leichter ist es, an Altbekanntem festzuhalten und den Schuldigen woanders zu suchen.

WELT: Wieso sollten sich Männer für einen schwereren und für sie weniger vorteilhaften Weg entscheiden? **HAASE:** Das Leben vieler Männer erschöpft sich in einer Schmalspurbahn zwischen Karriere und Geld. Die Folgen: Der Kontakt zu den Kindern ist nur semi-gut; die Frau will sich scheiden lassen; die Freundschaften sind alle nur oberflächlich, und Hobbys haben sie auch keine. Die Männer, die zu uns kommen, haben ein Problembewusstsein dafür entwickelt oder zumindest Druck von außen zu spüren bekommen. Manche Partnerinnen sagen: „Entweder du veränderst etwas oder ich bin weg.“ Oft sagen die Männer nach der ersten Beratungsstunde, so hätten sie sich noch nie gefühlt. Sie erwarten, bewertet zu werden und gesagt zu bekommen, was sie alles falschgemacht haben. Mit ihren Problemen beachtet, respektiert und gesehen zu

werden, ist diesen Männern oft fremd. Sie haben gelernt, zu funktionieren, und wenn das nicht klappt, werden sie häufig aus Hilflosigkeit laut.

WELT: Was sind realistische Zielsetzungen in einer Beratung? **HAASE:** Oft geht es darum, den Männern Mut zuzusprechen, die Dinge, die sie uns erzählen, auch ihrem Umfeld gegenüber anzusprechen – vor allem, wenn das Gegenüber nicht offen dafür ist. Wenn zum Beispiel die Ehefrau bei jeder Kritik sofort abwinkt, fällt es schwer, am Ball zu bleiben. Männer sind oft nicht gut dar-

in, mit Kränkungen umzugehen. Viele werden dann aggressiv und schneiden sich damit unter Umständen ins eigene Fleisch. Trennungsväter zum Beispiel, die den Eindruck haben, Ex-Partnerin oder Behörden würden den Kontakt zu den Kindern erschweren, werden schnell laut, weil sie keine Konfliktlösungsstrategie haben. Die Konsequenz ist dann häufig, dass der Kontakt zu den Kindern ganz wegfällt. Wir müssen also schauen: Wie kannst du deine Interessen, Wünsche und Bedürfnisse vertreten, sodass sie beim anderen ankommen, ohne dass Grenzen überschritten werden?

WELT: Können Sie mit dem Begriff „toxische Männlichkeit“ etwas anfangen? **HAASE:** Es ist nicht so, als seien Männer per se toxisch – das aber, was sie tun, vergiftet häufig ihr Umfeld. Ein Beispiel sind Machtspiele, etwa, wenn ich durch Nichtreden meine Partnerin bestrafe. Liebesentzug wird bewusst als Mittel eingesetzt, um die Frau zu verunsichern und zu destabilisieren. Verhalten, das das Gegenüber kleinhalten und die eigene Position stärken soll, ist in der Tendenz eher männlich als weiblich. Oder Konkurrenzkampf: „Ich muss besser sein, mehr Geld verdienen, erfolgreicher sein.“ Wenn

ich so durch die Welt gehe, schaue ich nicht darauf, wie es anderen geht, sondern drücke scheuklappenmäßig meine eigenen Interessen durch.

WELT: Nicht besser zu sein, mehr Geld zu verdienen und erfolgreicher zu sein, kann sich wie Scheitern anfühlen. Wie können sich Männer damit arrangieren? **HAASE:** Ist das ein Scheitern – oder ist es vielleicht ein Gewinn, zu merken, dass ich an meine Grenzen gelange und mir eine Situation nicht guttut? Im Zweifelsfall tue ich etwas für mich, meine Gesundheit und zwischenmenschlichen Beziehungen, wenn ich an meinen Ansprüchen und meinem Verhalten etwas ändere. Im besten Fall kann ich das als Befreiung erleben aus Zwängen, die mich ein Leben lang begrenzt haben.

WELT: Gewalt beispielsweise lässt sich oft biografisch erklären. Wo verläuft der Grat zwischen Verständnis und Eigenverantwortung? **HAASE:** Unser Credo ist: „Ächte die Tat, aber nicht den Täter.“ Ich arbeite viel mit Jungs und Männern aus prekären Verhältnissen, oft mit Migrationshintergrund und traditionellen Rollenbildern. Jemandem wegzunehmen, wie er aufgewachsen ist, funktioniert in der Regel nicht gut – aber ich kann dem zumindest etwas entgegensetzen. Einer hat mir vor Kurzem gesagt: „Andreas, du warst damals der Einzige, der sich um mich gekümmert hat.“ So eine Erfahrung kann enorm viel ausmachen.

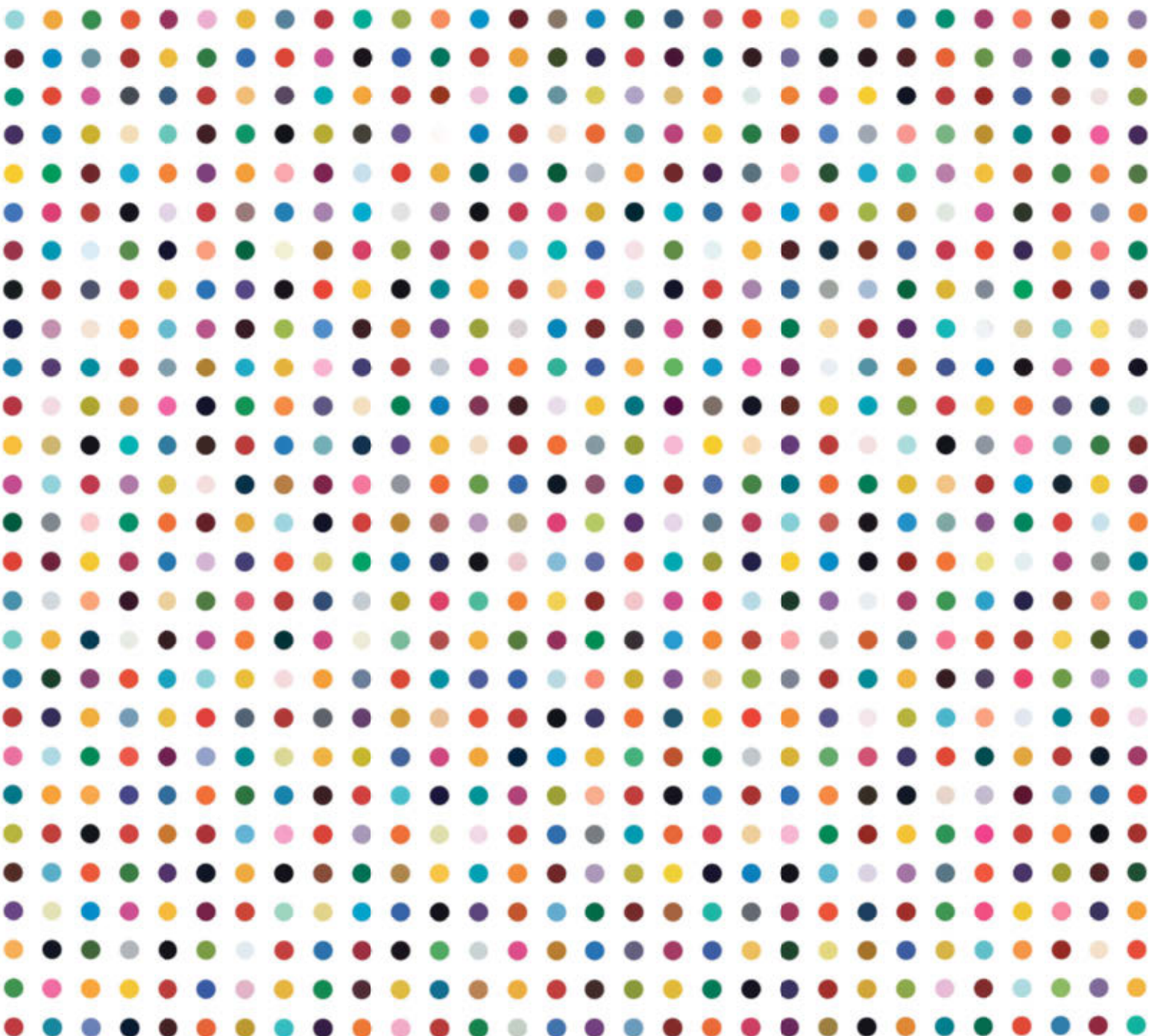
WELT: Wie groß ist die Rolle, die Migrationshintergrund in Ihrer Arbeit spielt? **HAASE:** Migrationshintergrund ist ein wichtiger Faktor, da die kulturelle Sozialisation sich entsprechend unterscheidet, zum Beispiel in den Haltungen bei der Kindererziehung. Da Sprache für unsere Arbeit aber elementar ist, kommen vor allem Männer zu uns, die zumindest schon lange in Deutschland leben – auf Täter- und übrigens auch Opferseite. In unserer Männerschutzeinrichtung nehmen wir auch migrantische Jungs auf, die Gewalt durch ihre Familien erfahren, weil sie schwul sind oder zwangsverheiratet werden sollen.

WELT: Online kursiert der Begriff „Heterofatalismus“: Frauen geben angeblich die Hoffnung in heterosexuelle Beziehungen auf, weil Männer es nicht schaffen, sich aus patriarchalen Strukturen zu lösen. Wie schauen Sie darauf? **HAASE:** Ich kann damit auf jeden Fall etwas anfangen, auch wenn dieses Phänomen sicher stark milieu-spezifisch und in prekären Lebenssituationen weniger weit verbreitet ist. Diese zumindest partielle Entwicklung will ich nicht beurteilen, sie zeigt jedoch die Bandbreite von Geschlechterrollen, die mittlerweile in der Gesellschaft gelebt werden. Diese verschiedenen Ansprüche sind teils widersprüchlich. Die große Kunst ist es, diese Ambiguität auszuhalten, die in einer sich immer schneller verändernden Welt immer größer wird. Männer wollen Klarheit, weil Klarheit Sicherheit bedeutet – Vielfalt auszuhalten, kostet hingegen Energie.

WELT: Haben Sie eine Zukunftsvision von Männlichkeit? **HAASE:** Ich kann mit solchen Bildern wenig anfangen. Es geht darum, wie jeder Einzelne sein Leben gestalten will. Wenn ein Paar eher traditionell ausgerichtet leben möchte – der Mann geht arbeiten, sie kümmert sich um den Haushalt, und beide sind damit zufrieden –, wieso sollte ich daran etwas ändern wollen? Wenn die Frau jedoch eine andere Vorstellung von Partnerschaft hat, die dem Mann missfällt, sollte er sich die Frage stellen, ob er das so leben kann und will. In meinem „Bild von Männlichkeit“ können unterschiedliche männliche Lebensentwürfe nebeneinander existieren.

„Eine Schmalspurbahn zwischen Karriere und Geld“

Viele Männer stecken in einer Sinnkrise, sagt der Therapeut Andreas Haase. Was als moderne Männlichkeit gelte, überzeuge sie nicht. Die Folge: vielfältige Konflikte – nicht nur mit Frauen. Welche Auswege sieht er?



Zinc Silicate Phosphor, 2017 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Dass er überlebte, grenzt an ein Wunder

28 Jahre lang wanderte Karl Bushby um die Welt. Nach 58.000 Kilometern ist der Brite zurück in seiner Heimat. Jetzt fürchtet er nur noch eines: das Ankommen

In Peru musste er vor einem wütenden Mob fliehen, in Kolumbien erkrankte er an Amöbenruhr, in Ecuador wurde er ausgeraubt. In Alaska stürzte er in die eiskalte See, in Sibirien wurde er vom Geheimdienst festgesetzt. Doch jetzt, mit 16 Jahren Verspätung, steht der britische Abenteuerer Karl Bushby kurz davor, seine Weltumrundung zu beenden. „Karl ist zu Hause. Achtundzwanzig Jahre später, aber er ist zu Hause. Es ist ein besonderer Tag“, sagte der 57-Jährige am Montag im Neoprenanzug in die Kamera, nachdem er erstmals wieder britischen Boden betreten hatte.

KATJA MITIC

Zuvor hatte Bushby den Ärmelkanal von Frankreich aus Richtung Großbritannien durchschwommen. Bei der Ankunft warteten sein Vater, seine Brüder und einige enge Freunde auf ihn. Auch ein Kamerateam war gekommen, denn der deutsche Regisseur Werner Herzog arbeitet an einer Dokumentation über die Reise des ehemaligen Fallschirmjägers. Nach 20 Stunden im Wasser, verteilt auf drei Tage, war der Abenteuerer zwar erschöpft, aber überwältigt. „Es war nicht einfach, und genau darum ging es ja auch“, zitieren britische Medien wie der „Telegraph“ (gehört wie WELT zu Axel Springer) den Briten.

Bushbys Reise begann am 1. November 1998 auf der anderen Seite der Welt. Die Idee dazu hatte er, weil er während seiner Zeit als Soldat in der britischen Armee eine der historisch friedlichsten Perioden erlebt hatte: „Uns wurde langweilig und wir träumten von Abenteuern“, sagte er über sich und seine Kameraden. Fotos von seinem Aufbruch zeigen einen jungen, dunkelblonden Mann mit Rucksack und Tasche. Darin: alles, was er besaß – und nur 500 US-Dollar. Der frühere Fallschirmjäger, der in einer Militärfamilie aufwuchs, hatte sich damals selbst zwei eiserne Regeln für seine Mission gesetzt, die er wegen des gigantischen Vorhabens „Goliath Expedition“ nannte: Er würde kein einziges Transportmittel benutzen. Und er würde erst dann nach Großbritannien zurückkehren, wenn er den gesamten Weg aus eigener Kraft zurückgelegt hätte. Weil er sonst sofort den Atlantik hätte überqueren müssen, startete er sein Abenteuer in der chilenischen Hafenstadt Punta Arenas an der Südspitze Südamerikas.

Seitdem hat er mehr als 58.000 Kilometer durch 29 Länder zurückgelegt. In den sozialen Medien begleitet wurde er dabei allerdings nicht. Die gab es damals nämlich noch nicht. Erst seit 2025 gibt er auf TikTok Einblicke in seine Expedition, nachdem ein Influencer über sein Vorhaben berichtet hatte. So können seine Follower

heute sehen, wie ihn in Rumänien eine Familie aufnimmt oder wie er in Frankreich über Brücken und Straßen läuft, die es noch gar nicht gab, als er damals aufgebrochen war.

Vieles hat Bushby unterwegs nicht mitbekommen. Während er immer weiter wanderte, veränderten Terroranschläge, Finanzkrisen, Pandemien und Kriege die Welt. Regierungen kamen und gingen. 2024 entschied er sich etwa, den Iran wegen geopolitischer Spannungen zu umgehen. Freunde gründeten Familien – oder gingen inzwischen sogar schon in Rente. Bushbys Alltag aber bestand aus Laufen, Überleben und dem Organisieren der nächsten Etappe. Anders als zu Beginn legte er sich dafür jedoch einen zweirädrigen Wagen mit dem Spitznamen „The Beast“ zu, den er ziehen oder schieben konnte. Kleidung, Zelt, Verpflegung, Ausrüstung – alles, was er besaß, befand sich in diesem Gefährt, das ihn über Kontinente begleitete.

Der Weg führte ihn durch einige der unwirtlichsten Regionen der Erde. Er marschierte durch die patagonische Wildnis, kämpfte sich durch die Dschungel Mittelamerikas und zog durch abgelegene Regionen Nordamerikas. Schlangen, Krokodile und noch viel mehr Getier kreuzten seinen Weg, tropische Hitze und eisige Temperaturen begleiteten ihn über Jahre.

Als besonders dramatisch gilt sein Marsch durch Alaska. 2006 gelang es ihm, während

eines außergewöhnlich kalten Winters über die Eisfläche zwischen Alaska und Russland zu laufen. Kurz bevor er die Beringstraße erreichen sollte, brach unter ihm das Eis einer gefrorenen Bucht. Er stürzte ins kalte Wasser bei Temperaturen weit unter dem Gefrierpunkt. Dass er überlebte, grenzt bis heute an ein Wunder. Auf der russischen Seite begann zudem ein jahrelanger Kampf mit der Bürokratie. Die Behörden warfen ihm, wie zuvor schon die Behörden in Panama, eine illegale Einreise vor und verweigerten ihm lange Zeit die notwendigen Visa. „Es ist einfacher, die Queen zu sprechen als Roman Abramowitsch“, sagte er 2006 einem Reporter, als weltweit darüber berichtet wurde.

Immer wieder geriet seine Expedition dadurch ins Stocken, manchmal jahrelang. Später kamen weitere Rückschläge hinzu. Die globale Finanzkrise erschwerte seine Reise erheblich; wichtige Sponsoren kündigten ihre Verträge. Zudem brachte die Corona-Pandemie die Welt zum Stillstand. Insgesamt, so schätzt Bushby, kosteten ihn die Verzögerungen rund 16 Jahre seiner 28-jährigen Expedition. Doch wenn die Hindernisse beseitigt waren, kehrte er stets genau zu dem Ort zurück, an dem er seine Reise unterbrochen hatte.

Selbst auf den letzten Kilometern drohte sein Traum noch einmal zu scheitern. Eigent-

lich hatte Bushby geplant, den Ärmelkanaltunnel zu Fuß zu durchqueren. Doch die Betreiber lehnten dies ab. Wie also sollte er die letzte natürliche Barriere überwinden, ohne gegen seine eigenen Regeln zu verstoßen? „Ich bin nicht wütend, dass es dazu gekommen ist. Ich bin eher enttäuscht“, sagte Bushby damals. „Aber die Dinge könnten sich noch ändern.“ Schließlich einigten sich die Behörden auf beiden Seiten des Kanals auf einen Kompromiss: Er erhielt eine Ausnahmegenehmigung für eine Kanalüberquerung im Wasser. Eine solche Aktion ist nach französischem Recht normalerweise streng verboten. Aber Bushby kämpfte sich dann doch, sicherheitshalber von der Küstenwache begleitet, die rund 30 Kilometer mit Neoprenanzug, Schwimmhilfe und Handpaddeln durch Strömungen, Wind und Wellengang. Ein letzter großer Kraftakt.

Vom Strand in Dover aus will Bushby nun noch rund 400 Kilometer bis zum Haus seiner Mutter nahe Hull laufen. Erst dort wird die „Goliath Expedition“ offiziell beendet sein. Keinem Menschen vor ihm ist es gelungen, die Erde auf diese Weise zu umrunden. Reportern verriet Bushby, wovor er sich nach all seinen Erlebnissen wirklich fürchtet: dem Ankommen. „Mir graut es davor“, sagte Bushby der „Daily Mail“. „Fast 30 Jahre lang war das mein Job, mein Leben, mein Sinn.“

Entschleunigung unter Platanen

Der Canal du Midi zwischen Toulouse und Mittelmeer ist berühmt für seine Baumtunnel. Viele erkunden ihn mit dem Hausboot, doch das E-Bike ist eine empfehlenswerte, weil sehr entspannte Alternative

Wer an den Canal du Midi denkt, denkt an Hausboote. Seit Jahrzehnten tuckern Urlauber auf Frankreichs berühmtestem Kanal zwischen Toulouse und dem Mittelmeer dahin, passieren Schleusen, legen in kleinen Häfen an und genießen das gemächliche Tempo des Südens. Doch die vielleicht schönste Art, den Canal du Midi zu entdecken, führt nicht übers Wasser, sondern am Ufer entlang: mit dem Fahrrad.

HARALD SAGER

Radfahren kann schließlich jedes Kind, aber ein Boot steuert sich nicht von allein, auch wenn man auf dem Kanal keinen Bootsführerschein braucht. Die rund 240 Kilometer lange Wasserstraße, seit 1996 Unesco-Welterbe, ist heute eine der beliebtesten Radstrecken Frankreichs. Auf dem ehemaligen Treidelweg verläuft eine nahezu autofreie Route durch Weinlandschaften, historische Orte und kilometerlange Baumalleen, bestehend vor allem aus Platanen. Während Hausbootfahrer an Schleusen häufig warten müssen, kommen Radfahrer deutlich schneller voran und erleben die Landschaft unmittelbarer. Das gilt erst recht für E-Bike-Nutzer.

Die Waldbrände, die im Hochsommer mehrere Gegenden Südwestfrankreichs betroffen hatten, spielen erfreulicherweise keine Rolle mehr. Entlang des Canal du Midi sind sämtliche temporären Sperrungen wieder aufgehoben. Zwar sind in einigen Abschnitten des Umlands noch Brandschäden sichtbar, die Route selbst kann jedoch wieder vollständig befahren werden. Seit dem Boom der E-Bikes hat der Radtourismus am Canal du Midi den klassischen Bootsurlaub zahlenmäßig längst überholt. Entlang der Strecke ist ein dichtes Netz aus Verleihstationen, Werkstätten und fahrradfreundlichen Unterkünften entstanden. Das Gütesiegel „Accueil Vélo“ garantiert sichere Fahrradabstellplätze, Lademöglichkeiten und Reparaturservice. Weiterer Pluspunkt für Radfahrer: Viele alte Erdpfade wurden inzwischen mit Sand-Kies-Gemisch aufgeschüttet und hervortretende Platanenwurzeln am Weg durch Stege und Rampen neutralisiert.

Ausgangspunkt meiner E-Bike-Tour entlang des Canal du Midi ist Toulouse, genauer die Ponts-Jumeaux, die Zwillingsbrücken, an denen der Garonne-Kanal in Richtung Atlantik und der Canal in südlicher Richtung beginnt. Es dauert eine gute Weile, ehe ich Vorstädte, Gewerbegürtel und Zubringerstraßen hinter mir gelassen, mich auch aus dem städtischen Tempo herausgeradelt und in das gemächlichere des Kanalwegs hineingefunden habe. Der Kanal wird stiller, die Zahl der Spaziergänger und Jogger nimmt ab. Ich überhole gelegentlich Hausboote, die mit kaum mehr als fünf Stundenkilometern dahingleiten. Zu hören sind Vogelstimmen, Zikaden und das leise Surren des Bike-Motors. Der Canal du Midi wirkt mittlerweile wie ein lebendes Gemälde: grünlisches Wasser, in dem sich herrliche Platanenkronen spiegeln, alte Steinbrücken und historische Schleusenwärterhäuser, von denen viele heute Cafés oder Restaurants beherbergen.

Besonders eindrucksvoll sind die Schleusenanlagen, deren Grundstruktur bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Viele funktionieren bis heute nach demselben Prinzip wie zur Zeit ihres Erbauers Pierre-Paul Riquet. Wer etwas von Technik versteht, wird sich an diesen Denkmälern hochstehender Ingenieurskunst aus Gusseisen, Stein, Holz und sie verbindender Mechanik erfreuen. Einige haben, um die Sache komplizierter zu machen, mehrere „Treppen“, das heißt Schleusenkammern hintereinander. Gelegentlich erhasche ich während der Fahrt durch das Buschwerk einen Blick auf die sanft hügelige Landschaft südöstlich von Toulouse. Sie war wegen ihrer Fruchtbarkeit und des früher hier angebauten Färberwaid, das die lokale Bevölkerung wohlhabend machte, von alters her als „Pays de cocagne“, als Schlaraffenland, bekannt.

Der Weg ist anfangs asphaltiert, was sehr angenehm ist – doch leider nur die ersten 50 Kilometer bis Port Lauragais. Danach beginnt fester Erdboden sowie Kiesweg. Wer geplant hat, den ganzen Parcours mit einem Rennrad hinunterzradeln, dürfte das spätestens hier bereuen. Viel angenehmer fährt es sich mit einem robusten E-Bike – wie es von den Verleihern vor Ort bereitgestellt wird. Dringend nötig sind zudem eine gesätkissenbewehrte Fahrradhose sowie eine Windjacke gegen den regelmäßig und manchmal kräftig vom Meer hereinwehenden Wind.

Mit dem Ende des Asphaltwegs verschwinden auch viele der berühmten Platanen. Ein aggressiver Pilzbefall hat in den vergangenen Jahren große Teile des historischen Baumbestands vernichtet. Tausende Bäume mussten bedauerlicherweise gefällt werden. Entlang der Route wurden inzwischen resistente Platanen und andere Arten nachgepflanzt. Doch es werden Jahrzehnte vergehen, bis sie wieder jene majestätische Wirkung entfalten, die den Wasserweg einst berühmt machte. Das Fehlen der Platanen ist bitter und trübt mein Bild vom Canal du Mi-

di ein wenig. Entschädigt werde ich durch all die anderen Eindrücke, die die Route füllhornartig bereithält, wie gleich in Castelnaudary: Da mündet der Kanal in ein riesiges, im 17. Jahrhundert ausgehobenes Becken, das als Wasserspeicher und Hafen genutzt wurde. Es war der drittgrößte des Kanals nach Toulouse und Sète und ist heute Mittelpunkt des touristischen Lebens in dem charmanten Städtchen. Es ist übrigens berühmt für seinen traditionellen Bohneneintopf Cassoulet – den sollte man unbedingt probieren!

”
DER CANAL DU MIDI
WIRKT WIE EIN
LEBENDIGES
GEMÄLDE: WASSER,
IN DEM SICH
PLATANENKRONEN
SPIEGELN

Wie der Canal ist auch die Stadt Carcassonne, mein zweites Tagesziel, als Unesco-Weltkulturerbe klassifiziert: eine spektakulär mächtige, auf einen Hügel gebaute mittelalterliche Festung, die die ganze Ebene des Flusses Aude

überblickt. Sie zählt mit ihren Türmen, Zinnen und den kilometerlangen Wehrmauern zu den bekanntesten Sehenswürdigkeiten Südfrankreichs. Entsprechend voll ist es in den Gassen der Altstadt. Römer, Katharer, französische Könige haben hier ihre Spuren hinterlassen. Doch selbst wer Menschenmassen normalerweise meidet, wird verstehen, warum Carcassonne ein Pflichtstopp entlang der Route ist.

Tags darauf radle ich an hübschen Ortschaften wie Trèbes und Homps mit ihren belebten Kanalhäfen vorbei und befinde mich mitten in zwei Weinbaugebieten, dem Minervois im Norden und Corbières im Süden. Entspannt erreiche ich mein

Chambre d’Hôtes, meine Frühstückspension, in Le Somail. In der ehemaligen Übernachtungsstation für Postboote aus dem 17. Jahrhundert scheint die Zeit stillzustehen. Rund um den kleinen Hafen gruppieren sich einige Restaurants,

Tipps und Informationen

Anreise: Zum Beispiel mit Lufthansa von München oder Frankfurt/Main, mit Air France von Berlin oder Hamburg direkt nach Toulouse. Von anderen deutschen Flughäfen aus mit Air France via Paris oder mit KLM via Amsterdam.

Unterkunft: Empfehlenswert ist die Chambre d’Hôtes „L’Itinérante“ in Le Somail, etwas altmodisch eingerichtete Zimmer mit Holzdielenboden; das Haus trägt das Label „Accueil Vélo“ und ist auf Radreisende eingerichtet, Doppelzimmer ab 110 Euro (litinerante.fr). „Hôtel Le Clos Fleuri“ in Castelnaudary, familiengeführtes Haus mit Garten und Pool am Stadtrand, praktischer Zwischenstopp für Radfahrer auf

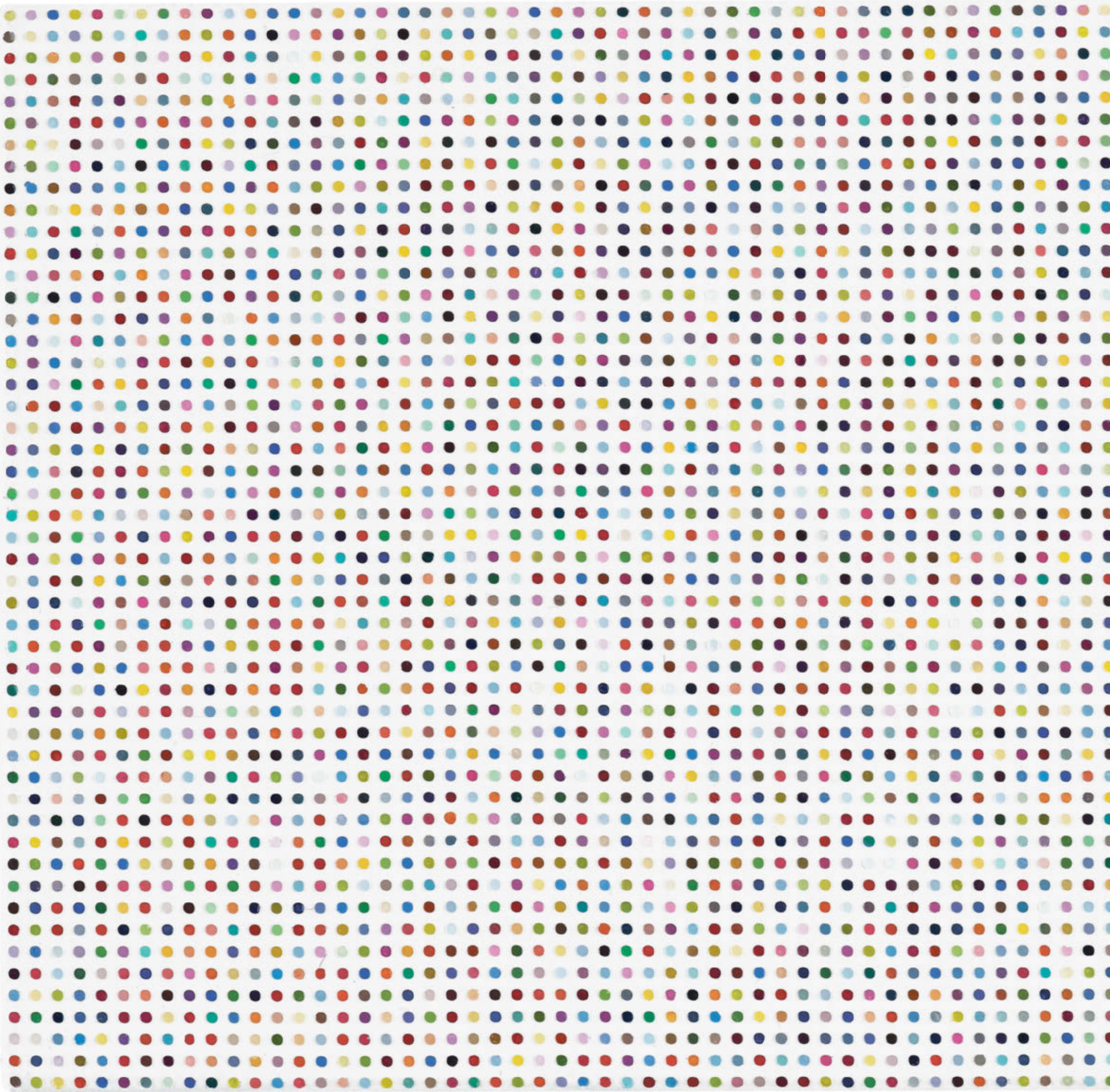
halber Strecke zwischen Toulouse und Carcassonne, Doppelzimmer ab 95 Euro (leclosfleuri.fr). „Hôtel La Résidence“ in Narbonne, charmantes Stadthotel in einem Herrenhaus aus dem 19. Jahrhundert, wenige Minuten von den Kanälen entfernt, stilvolle Zimmer mit historischen Details, Doppelzimmer ab 110 Euro (hotel-laresidence.com).

Radfahreertipps: Informationen zu fahrradfreundlichen Unterkünften, Werkstätten und Verleihstationen entlang des Canal du Midi bietet die Website canalades2mersavelo.com. Weitere Infos: Okzitanien-Tourismus: voyage-occitanie.com; Atout France, france.fr/de

alte Steinhäuser und schattige Terrassen. Es ist einer jener Orte, an denen aus einer geplanten Mittagspause leicht ein ganzer Nachmittag wird.

In Narbonne endet meine Tour. Die Stadt nah am Meer verströmt eine südlich leichte Lebensart dank ihrer hellen, heiteren Atmosphäre. Am Canal de la Robine, der Narbonne durchzieht, fallen mir sofort jene Baumreihen auf, die ich unterwegs so oft vermisst habe: mächtige Platanen. Deren Kronen bilden, wie es sich gehört, einen grünen Baldachin über dem Wasser. Genau so stellt man sich den Canal du Midi vor. Und genau dieses Bild bleibt am Ende der Reise. Ich bin versöhnt.

Die Teilnahme an der Reise wurde unterstützt von Atout France. Unsere Standards der Transparenz und journalistischen Unabhängigkeit finden Sie unter go2.as/unabhängigkeit

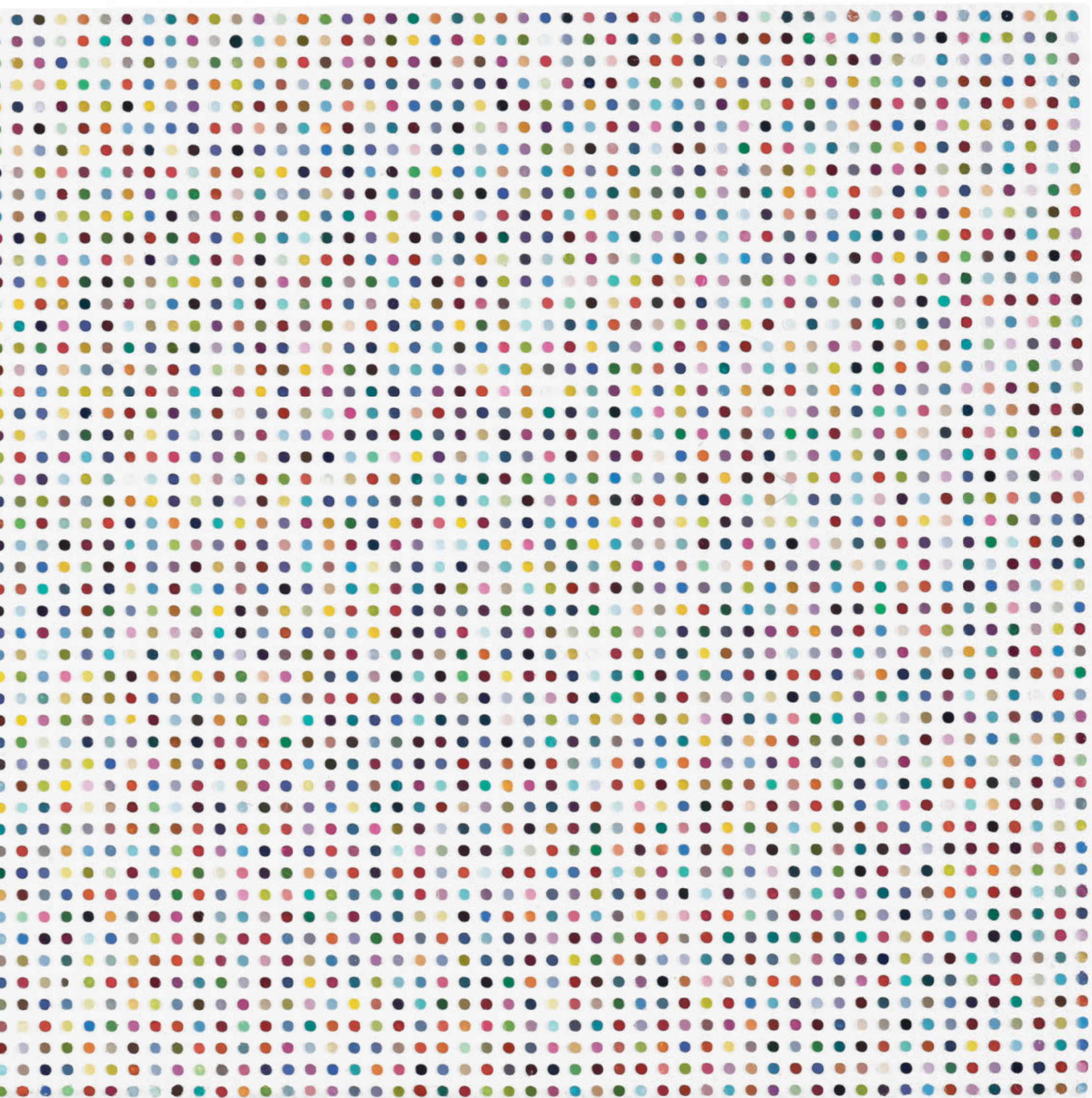


Cholesteryl Dodecanoate, 2016

© DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Auf der Suche nach dem Absoluten

Die Kerzen von Trudon beleuchteten einst die Schlösser und Kathedralen Frankreichs. Nun erfindet sich das Pariser Traditionshaus neu – mit Düften, die sich der Belanglosigkeit entgegenstellen



Faniert man durch Saint-Germain-des-Prés, lässt man sich von allerlei Vergnüglichem ablenken: kostbaren Stoffen, edlem Mobiliar, Süßspeisen, die den Gaumen locken. Nichts aber verführt so sehr wie ein Duft. Pariser Parfümeure machen sich die olfaktorische Neugier zunutze und lassen Patschuli, Bergamotte und Jasmin aus dezenten Fassaden-Diffusoren auf die Trottoirs strömen.

UTE COHEN

Kein Dieselgestank, kein Fettdunst, kein Zigarettenqualm irritiert den Geruchssinn. Die Nase folgt unbeirrt dem Wohlgeruch bis zur Rue de Seine. Dort befindet sich der Flagship-Store der ältesten noch existierenden Kerzenmanufaktur der Welt. Auf edlem Blau prangt in goldenen Lettern der Schriftzug „Trudon 1643“, ein Hinweis auf die lange Historie des Hauses. Im Schaufenster stehen prachtvoll inszenierte Duftkerzen in geriffeltem Glas in Königsblau, Rubinrot und Piniengrün, geschmückt mit dem Markenemblem. Die Geschichte von Trudon wird heute im Herzen von Paris fortgeschrieben: In einem herrschaftlichen Gebäude in der Rue d’Anjou am rechten Seineufer gießt Hugo Ferroux, der jüngst zum künstlerischen Leiter ernannte Designer, das jahrhundertealte Erbe in eine zeitgemäße

Form. Seine Vision für Trudon erwächst aus einer rauen Gegenwart, weit entfernt von gefälliger Sanftmut. Ihn fasziniert die Grenzerfahrung: „Ich suche den absoluten Kontrast zwischen der mineralischen Leere eines Klosters und der Opulenz einer Kirche. Die gesamte Ästhetik ist radikal und von kompromissloser Strenge; genau das zieht mich zutiefst an. Diese Suche nach dem Absoluten ist fesselnd.“ Geprägt von seiner Zeit als Head of Design bei Saint Laurent Rive Droite und der engen Zusammenarbeit mit dem Kreativdirektor Anthony Vaccarello, verweigert er sich der Belanglosigkeit moderner Raumdüfte. Trudon ist für ihn kein harmloser Rückzugsort. Seine Kreationen verströmen Sinnlichkeit, eingebettet in Rituale der Verführung.

Soeben aus Kairo zurückgekehrt, thronen auf seinem Schreibtisch zwei farbige Skarabäen. Sie erinnern ihn an archaisches Wissen und daran, dass das Schöne im Dunklen wurzelt: Selbst der heilige Käfer rollt Mist, und die betörendsten Duftstoffe entfalten sich erst durch einen Tropfen Ekel. Mit dieser Haltung stellt Ferroux sich seiner Aufgabe. „Trudon ist ein geschichtsträchtiges Traditionshaus, aber kein Museum“, betont er. „Wir bewahren die Mauern, tauschen aber das Interieur aus. Modernisierung bedeutet nicht, unsere Identität zu verwässern. Ich entwickle die Marke lieber über das visuelle Image weiter.

Das Ziel ist Modernität, ohne je ins Nostalgische abzugleiten.“

Als der Kaufmann Claude Trudon sein Geschäft einst in der Rue Saint-Honoré eröffnete, ahnte er noch nicht, dass sein Name ein halbes Jahrhundert später für edelstes Wachs bürgen würde. Die Talgkerzen seiner Epoche flackerten unruhig, verpesteten die Luft mit einem beißenden Gestank und verbrauchten die Wände. Anfang des 18. Jahrhunderts entwickelte Michel Brice Péan de Saint Gilles im nahegelegenen Antony jedoch ein aufwendiges, streng gehütetes Verfahren zur Veredelung und Bleichung von reinem Bienenwachs. Das Rohwachs wurde direkt von den Bienenkörben geerntet, in mehreren Wasserbädern von allen Unreinheiten befreit, unter freiem Himmel getrocknet und monatelang der französischen Sonne und frischer Luft ausgesetzt. Das Ergebnis war ein makellooses, schneeweißes Wachs. Diese Perfektion sprach sich in den höchsten Kreisen herum, sodass Louis XV. das Unternehmen 1719 zur Manufacture Royale des Cires erhob. Jérôme Trudon, ein Nachfahre des Gründers, erwarb den Betrieb im Jahre 1737 und perfektionierte die Herstellung der Bienenwachskerzen. Fortan illuminierten sie nicht nur den sündigen Prunk von Versailles, sondern auch die spirituellen Zentren der Macht. In Kathedralen vermischte sich der zarte Duft des Bie-

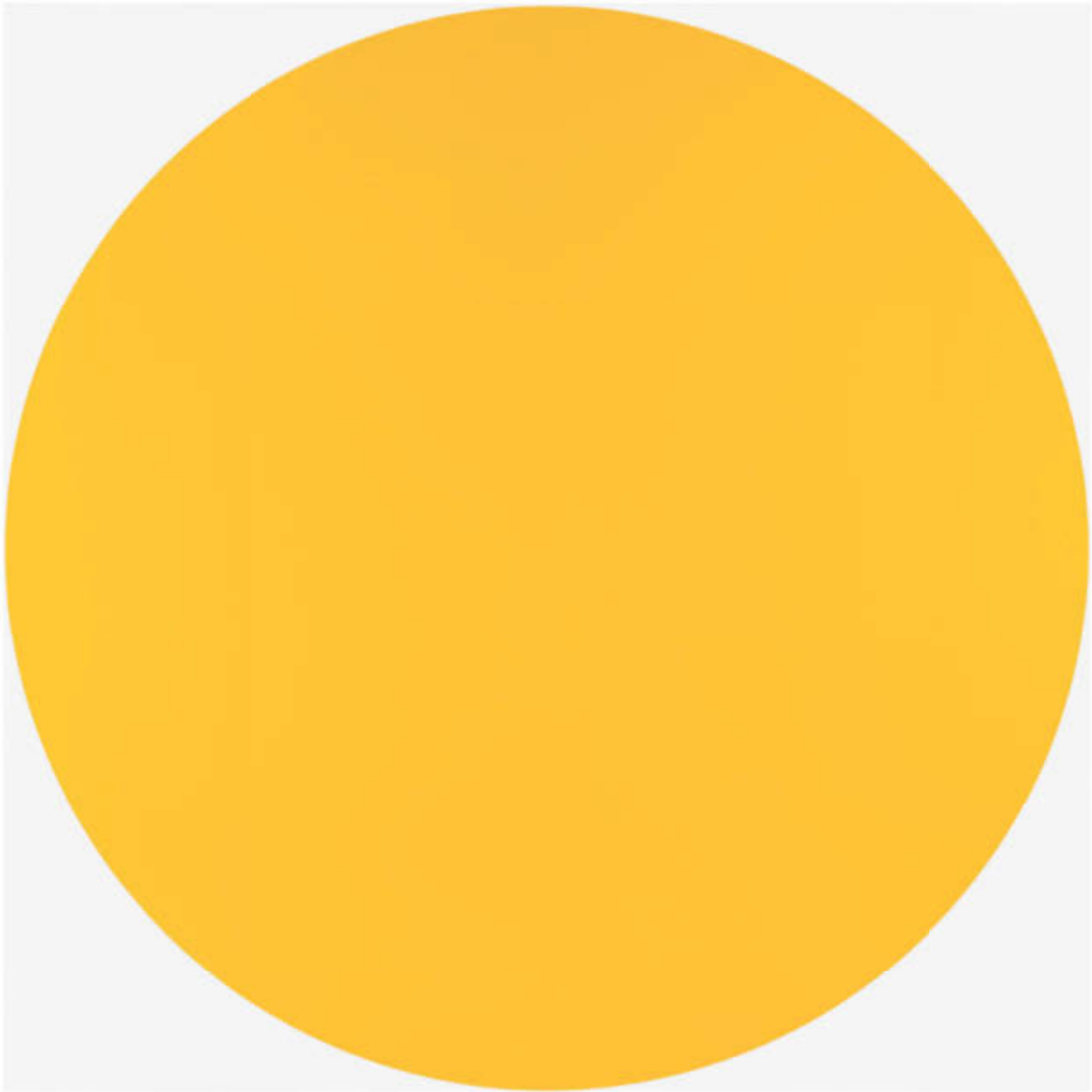
nenwachses mit dem narkotischen Rauch von Weihrauch und Myrrhe. In der berühmten neoklassizistischen Kirche La Madeleine im noblen 8. Pariser Arrondissement erleuchteten einzig Trudons Kerzen die heiligen Hallen. Der historische Wappenspruch „Deo regique laborant“ – zu Deutsch: Für Gott und den König arbeiten sie –, der einst als Steinrelief die Manufaktur in Antony zierte, feiert den unermüdlichen Fleiß der Bienen. Mit ihren Waben erzeugten sie nicht nur göttliches Licht, sondern mehrten auch den Ruhm des Hauses. Trudon überstand die Guillotinen der Revolution, den Kaiserwahn Napoleons und die Säkularisierung. Dann aber versank die Marke in einem Dornröschenschlaf und wurde erst 2006 wiederbelebt.

Zwar war die Produktion nie gänzlich erloschen – die Manufaktur belieferte weiterhin Kirchen und Klöster –, doch die einstige Pracht und die Wahrnehmung in der Öffentlichkeit waren verloren gegangen. Das änderte sich erst, als der Eigentümer Olivier Blondeau gemeinsam mit dem Designer Ramdane Touhami das historische Erbe aufgriff und einen Relaunch einleitete. Die Kontinuität des Hauses liegt in der Bewahrung des jahrhundertealten, Savoir-faire der handwerklichen Wachsverarbeitung. Jenseits des geschichtsträchtigen Namens ist das Unternehmen durch seinen Anspruch an die Reinheit der Rezepturen mit seinen Wurzeln verbunden. Damals wie heute steht das Licht im Fokus: Erhellte früher perfekt gebleichtes Bienenwachs die Säle von Versailles, so übersetzt die Marke diese Erhabenheit heute mit pflanzlichen Wachsmischungen und komplexen olfaktorischen Erzählungen in die Gegenwart.

Seit dem Neubeginn prägen Duftkerzen das Markenimage. Vor allem das Modell „Ernesto“, benannt nach Che Guevara, war ein waghalsiges, aber erfolgreiches Unterfangen für ein Traditionshaus, das doch mehr mit dem Ancien Régime als mit dem Comandante gemein hat. Inzwischen ist die nach Leder, Tabak und Rum duftende Kerze auch als Parfüm zum Bestseller avanciert und begeistert nicht nur Männer. Trudon-Düfte sind unisex. Dennoch hat sich der Art Direktor für seine neueste Kreation eine weibliche Figur auserkoren: Carmen, inspiriert von Georges Bizets ungezügelter Opernheldin. Keine unschuldige, florale Weiblichkeit, sondern eine stolze, souveräne Urgewalt schwebte Ferroux vor, als er in Kooperation mit der Parfümeurin Émilie Bouge die Komposition schuf. Der Tabak, den Carmen als Arbeiterin in einer Zigarrenfabrik auf ihren Schenkeln rollt, geht hier eine sinnliche Allianz mit dem Geruch von nackter Haut ein. Auch die Kollektion „Figuerie“ entspringt dieser Lust an der Entdeckung. Ferroux stieß auf die Geschichte der königlichen Feigenhaine, die Jean-Baptiste de La Quintinie anlegte, um den Sonnenkönig ganzjährig mit seiner Lieblingsfrucht zu beglücken. Der Duft ist keineswegs süßlich-fruchtig; er ist ein olfaktorisches Zusammenspiel von Licht und Schatten, das die Morgenstunde im historischen Gewächshaus von Schloss Versailles einfängt. Eine frische Facette aus Feigenblättern und Hyazinthe kontrastiert mit einer erdigen Note aus Sandelholz. Präsentiert wird die Kreation in einem Glasbehältnis, das im typischen Trudon-Céladon eingefärbt ist – einer blasspastelligen Nuance aus Graugrün und sanftem Blau. Literaturliebhaber verbinden mit Céladon eine Figur aus dem ersten großen französischen Roman „L’Astrée“ und damit ein Symbol für Galanterie; Architekturbegeisterte denken an das Interieur des 18. Jahrhunderts. Eine perfekte Verschmelzung von Sinn und Sinnlichkeit.

In einem Luxusmarkt, der von der Tyrannei der Algorithmen und künstlich erzeugten Hypes bestimmt wird, wirkt diese Haltung ein wenig anachronistisch und gerade deshalb radikal modern. Für Ferroux ist Luxus kein Statussymbol, sondern eine Frage der intellektuellen und handwerklichen Redlichkeit: „Heute dreht sich auf dem Markt alles nur noch um Lifestyle und das pure Begehren. Meine Aufgabe ist es, diese zeitgenössische Sehnsucht zu bedienen, ohne die Exzellenz des Luxus aufzugeben oder das Haus zu verraten.“ Kompromisse bei der Qualität schließt Trudon kategorisch aus. Die Dochte bestehen nach wie vor aus reiner Baumwolle, das Wachs basiert auf einer nahezu rein pflanzlichen Rezeptur. Die Bienen, die einst das Motto des Hauses inspirierten, werden im französischen Naturpark Perche durch Schutzprogramme gefördert – finanziell unterstützt von der dort ansässigen Manufaktur. Eine Ästhetik im perfekten Kreislauf: Aus dem Bewusstsein für die eigene Herkunft entsteht das Design der Zukunft. Hugo Ferroux hat bei Trudon eine Ära eingeläutet, die das Erbe nicht bloß bürokratisch verwaltet. Er lässt die Glut nicht verglimmen, sondern entfacht sie neu – er trägt das Feuer weiter. Das Sakrale liegt für ihn nicht allein im Prunk oder im Verzicht, sondern in der Intensität des Moments: „Wenn ich ein Parfüm konzipiere, suche ich einen Augenblick einzufangen. Aber das Werk ist erst vollendet, wenn jeder es sich zu eigen macht, um daraus seine persönliche Geschichte zu gestalten.“

”
SELBST DER
HEILIGE KÄFER
ROLLT MIST,
UND DIE
BETÖRENDSTEN
DUFTSTOFFE
ENTFALTEN SICH
ERST DURCH EINEN
TROPFEN EKEL



Crystallin, 2021 © DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Es ist am Anfang alles nur ein Test. Das Kommando hat der Toningenieur Grover an seinem riesigen Mischpult, sein Assistent Charlie klopft und zupft hinter der Scheibe. „Bassdrum“ – läuft. „Snare“ – Daumen hoch. Die Overhead-Mikrofone sind auch an. Das Bass-Signal ist da, das Gitarren-Signal folgt, ein Mikro bleibt tot, das lässt sich lösen.

RICHARD KÄMMERLINGS

Alles im grünen Bereich. Doch an einer entscheidenden Stelle versagt die Technik: Die Kaffeemaschine ist kaputt. Die eintreffenden Musiker werden einer nach dem anderen mit der Hiobsbotschaft konfrontiert. Es droht ein Aufstand. Scheitert der Jahrhundert-Hit am Koffeinemangel? Kokain ist zum Glück ausreichend vorhanden. Gleich zu Beginn von „Stereophonic“ ist der zentrale Konflikt in der Tiefe des Details angelegt: Während die beiden Toningenieure an der Technik basteln, drohen die Bandmitglieder in Lebens- und Liebesproblemen, in Sucht und Schlafmangel zu versinken. Hier die klaren, cleanen Abläufe, High-End-Soundtechnik und musikalische Virtuosität, dort das Chaos des Daseins, ein Abgrund von Gefühl und Gewühl: das Rauschen des Lebens, das jedes Signal zu überwuchern droht. „Lass uns einfach professionell bleiben“ ist der Cantus firmus oder besser: die Bassline, die allem unterliegt und doch ständig überhört wird.

„Stereophonic“, der Tony-gekrönte Broadway-Hit von David Adjmi, den Thomas Ostermeier nun in der Berliner Schaubühne am Lehniner Platz als deutschsprachige Erstaufführung herausgebracht hat, ist ein echter Theatercoup. Die Bretter, die die Welt bedeuten, sind ein Aufnahmestudio. Es gibt, abgesehen vom Klo, auf das die Bandmitglieder ständig zum Koksen verschwinden, nur zwei strikt getrennte Räume: den Kontrollraum, zum Publikum offen im Vordergrund, und darüber der von Glasscheiben schalldicht abgetrennte Aufnahmerraum mit den Instrumenten. Schon diese Zweiteilung symbolisiert den Konflikt von Kunst und Leben, auch wenn die privaten Dramen mehr und mehr hinter die Glasscheibe in den „Live Room“ wandern.

Adjmi hatte die riskante Grundidee, den Entstehungsprozess eines großen Rocksongs zum Inhalt eines Theaterstücks zu machen – das Enervierende und Langweilige des Prozesses im Studio, das endlose Basteln an Tonspuren, die nervige, nerdige, für Außenstehende völlig unverständliche Suche nach dem idealen Verzerrungsgrad einer E-Gitarre. Gerade das soll hier den Hintergrund für ein zeitgemäßes Künstlerdrama abgeben, „Torquato Tasso“ im Rockbandformat sozusagen.

Die Grundkonstellation hat Adjmi dem gut dokumentierten Entstehungs-

prozess von Fleetwood Macs „Rumours“ von 1977 entlehnt – wenn man ein Album der großen 1970er-Rock-Ära kennt, dann dieses, mit Songs wie „Dreams“, „The Chain“, „Don’t Stop“ oder „Go Your Own Way“. Ein Meisterwerk, das allerdings über einem Abgrund aus Beziehungskriegen, Lebenskrisen und Drogenexzessen entstand. Hier wie dort ist der Schauplatz das kalifornische Sausalito, wo die ursprünglich für ein paar Wochen geplanten Aufnahmen sich ewig hinziehen. Drummer Mick Fleetwood hat „Rumours“ rückblickend als „Tagebuch unseres eigenen Schmerzes“ bezeichnet.

Wie im rockhistorischen Vorbild mit Stevie Nicks und Lindsey Buckingham gibt es im Mittelpunkt der (im Übrigen namenlosen) „Stereophonic“-Band ein genialisches Songwriter- und Sängerpärchen. Peter und Diana sind seit Langem zusammen, aber in einer schweren Krise. Die hochtalentierteste, aber unsichere junge Frau ist im Begriff, sich vom Mentorentum ihres Partners zu emanzipieren. Der erfahrene Gitarrengott Peter bekommt ein Problem mit seinem Selbstbild.

Moritz Gottwald spielt Peter sehr gegenwärtig als toxisch männlichen, passiv-aggressiven Narzissten und Choletriker; Magdalena Lerner lässt als Diana hinter ihrer habituellen Divenhaftigkeit immer wieder ihre Verletzlichkeit durchscheinen. Während der Arbeit am neuen Album erfährt die Band, dass das Vorgängeralbum – und die Single aus Dianas Feder – mit Verzögerung zum Megaerfolg werden. Auch das war bei Fleetwood Mac so: Das von der Plattenfirma bewilligte Budget erhöht sich rekordverdächtig, der Erwartungsdruck aber auch.

Das dritte Kreativzentrum der Band ist Holly (Eva Meckbach), reifer, abgeklärter, selbstsicherer, aber in einem quälenden Ehekrieg mit dem Bassisten Reg verstrickt, den Marcel Kohler großartig buddhistisch-druffig spielt. Der Kaffeemaschinen-Aussetzer zu Beginn gewinnt erst durch das vorausgegangene nächtliche Beziehungsdrama sein katastrophales Gewicht: Niemand hat ein Auge zugetan, ob wegen Lärm oder Kokain ist nicht ganz klar. Schlaflos in Sausalito, so könnte das Stück auch heißen. Wenn die Band eine Ersatzfamilie ist, dann eine höchst dysfunktionale.

Dass aber alle große Musiker sind, bleibt nicht nur Behauptung, man kann es hören. Zu Adjmis Konzept gehört, dass die Schauspieler selbst live musizieren. Will Butler, Kopf der Band Arcade Fire, hat einen fantastischen (als Album erschienenen) Retro-Soundtrack komponiert, den auch die Berliner Truppe beeindruckend authentisch umsetzt. Wenn Diana, fragil und stimmungswaltig zugleich, der Band eine spontane Komposition vorträgt, gab es bei der Premiere (in Anwesenheit von Adjmi und Butler) Szenenapplaus, als wäre man bei einem Popkonzert. Das gehört zum

Konzept, so ist die Empörung umso heftiger, wenn der rivalisierende Peter den Song danach zu lang findet und gönnerhaft sagt, damit könnte man arbeiten.

Die erzählte Zeit des Stücks erstreckt sich über ein ganzes Jahr; die Inszenierung dauert gut drei Stunden. Es ist Teil der Dramaturgie, dass der Zuschauer zumindest punktuell ein Gefühl für die Durststrecken der Studioarbeit bekommt. Songs werden angespielt und abgebrochen, wegen vergeigter Einsätze, dem falschen Tempo oder einfach aus Perfektionismus, mit dem Peter die Kollegen und seine bemeidenswerten Studioidienstboten Grover und Charlie terrorisiert. Die 2012 erschienenen Memoiren des „Rumours“-Toningenieurs Ken Caillat boten Adjmi einiges an Anschauungsmaterial.

Die Suche nach dem richtigen Schlagzeugklang hat schon Fleetwood Mac in den Wahnsinn getrieben: Raschelt da nicht etwas? Schwingt nicht die Tomtom mit? Der ungeschulte Hörer bemerkt keinen Unterschied, soll es auch nicht. Er hat allerdings zur Ablenkung nichts Hochprozentiges oder härtere Drogen zur Hand wie die am Rande des Nervenzusammenbruchs wandelnden Musiker. Immer wieder kippt die künstlerische und technische Fummelarbeit in erbitterte private Konflikte um. Reg wird von Holly verlassen. Dem Drummer Simon, Ruhepol und (Konflikt-)Manager, geht die Ehe in die Brüche. Peter und Diana tragen ihren Rosenkrieg fast an die Schwelle zu häuslicher Gewalt aus. Zugleich aber werden dem emotionalen Overdrive großartige Songs abgerungen. Reine Sublimation der wild herumschießenden Triebenergien wäre dafür eine zu simple Erklärung: Woher die Kunst kommt, bleibt Geheimnis.

Insofern wird nichts dekonstruiert oder demaskiert – auch wenn einer von Peters Hits „Masquerade“ heißt. Natürlich ist der Popstar eine Rolle, wie Diana in einem verzweiferten Monolog einmal bekennt, und nicht einfach der Ausdruck von inneren Zuständen vor Zigtausenden von fremden Menschen. In einer Szene singen Holly, Diana und Peter Background-Vocals ein; als die Technik streikt, bricht sich der Hass in wüsten Beschimpfungen Bahn. Auf dem Band gibt es nur perfekte Harmonie. Die Toningenieure haben eine undankbare Rolle, da sie über weite Strecken nur das Publikum für die Songs, aber auch für das theatralische Gebaren der Künstler-Egos bilden. Sie müssen (das dürfte sehr realistisch sein) vor allem anerkennend nickend, auch noch Take 35 eines Gitarrenparts geil finden und werden dafür runtergemacht, wenn was schiefgeht. Charlie (David Ruland) bleibt der stoische Fels in der Brandung. Umso großartiger, was Stefan Stern aus Grover macht – nämlich die heimliche Hauptfigur der Inszenierung. Stern lässt in den winzigen Zwischenräumen seiner grandiosen, clownesken und slapstickhaften Mimik die tiefe Tragik

einer Figur hervorblitzen, die ständig ihr Inneres verbergen muss.

Grover opfert auch sein Leben der Kunst. Er war ein Jahr lang Zeuge der

destruktiven Kräfte und weiß, dass sie ihn mitleidlos vernichten würde, wenn er sich ihnen in der Realität auslieferte. Das erotische Angebot Dianas

lehnt er ab. Was am Ende bleibt, ist der perfekte Song, das in ein Album gepresste Leben, der Soundtrack seiner Einsamkeit.

ANZEIGE

Wir haben einen Finanztipp: generationsübergreifendes Private Banking.

Mit unserem genossenschaftlichen Private Banking setzen wir auf eine langfristige und vertrauensvolle Partnerschaft für eine ganzheitliche Vermögensplanung – von Generation zu Generation. Denn wir sind eine Gemeinschaft. Und eine Bank. Mehr Infos unter [vr.de](#)

Wir machen den Weg frei.

**Volksbanken
Raiffeisenbanken**

„Eine stumpfe Idee, die man zu Tode reitet, wird perfekt“

Der Künstler ist ein freier Mann. Als ich Damien Hirst im August auf Ibiza treffe, kommt er ohne Hemd. Er hat gerade unter einer großen Markise im Garten einer gemieteten Villa gemalt und tritt aus dem Schatten hervor, um mich zu begrüßen. Sein Lächeln ist so breit, dass in diesem Moment die Sonne auf einen seiner goldenen Zähne fällt und Hirsts radikal lässigem Auftreten einen Hauch von Bling verleiht. Nach dem Mittagessen begeben wir uns für den Rest des Nachmittags auf eine Zeitreise. Hirst, scharfsinnig wie eh und je, erinnert sich an alles. An die Entstehung eines Mythos.

CORNELIUS TITTEL

WELT: Damien Hirst, es ist 40 Jahre her, dass Sie Ihre ersten „Spot Paintings“ gemacht haben. Nehmen Sie uns mit zurück ins Jahr 1986. **DAMIEN HIRST:** Die ersten „Spot Paintings“ hingen in einer Ausstellung im Windsor Art Centre. Aber sie waren noch schlampig.

WELT: Sie waren nicht zufrieden? **HIRST:** Nein, mir waren sie peinlich. Sie sahen aus wie Bilder aus den 1950ern. Sie waren nostalgisch. Ich hatte altes Holz gefunden, weiß angestrichen, mit Schrauben zusammengebolzt und dann Punkte draufgemalt, die Farbe lief runter. Es funktionierte einfach nicht – sie waren nicht minimal genug.

WELT: Sie erzählten mir einmal, wie skeptisch Sie der Minimal Art anfangs gegenüberstanden. **HIRST:** Ich fand, Carl Andre sei Müll und die moderne Kunst müsse gerettet werden.

WELT: Gerettet wovor? **HIRST:** Ich hatte einen irischen Maler als Lehrer, Patrick Oliver. Er malte grüne Bilder, ein bisschen wie der frühe Willem de Kooning, Landschaftsfarben, sehr emotional. Für ihn drehte sich alles darum, dass die Gefühle in deine Bilder einfließen – und dass alles, was seit den 1950ern passiert war, eigentlich Mist war. Für ihn hatte die Kunst ihren Kompass verloren. Aber er sagte unglaubliche Sachen zu mir. Ich weiß noch, einmal zeichnete ich einen Hügel. Ich zog raus in die Yorkshire Moors und arbeitete mit weichen Buntstiften. Da kommt er von hinten an mich ran und sagt: „Hast du eigentlich eine Vorstellung davon, wie viel das verdammt Ding wiegt?“

WELT: Der Hügel? **HIRST:** Der Hügel, ja. Er sagte: „Du musst dunkle Stifte nehmen und versuchen, das Gewicht in die Zeichnung reinzukriegen.“ Das war schon eine gute Schule, so wie er war. „Male, wie du fühlst – aber nimm wahr, was du da malst. Es hat ein Wesen, es hat Materialität. Es ist größer als du.“ Ich wusste damals nicht, was Form überhaupt ist, musste es im Wörterbuch nachschlagen und dachte nur: „Was zur Hölle ist Form?“ Und es dauerte eine ganze Weile, bis mir aufging: Es ist die Illusion von Gewicht in einem Ding. Ich dachte also über Textur und Farbe und Form nach, und ich war überzeugt, Konzeptkunst und Minimalismus, das sei alles Bullshit. Minimal Art hatte mich verloren, weil die Emotionen weg waren.

WELT: 1986 dachten Sie dann, Ihr „Spot Painting“ sei nicht minimal genug. Was hat ihre Meinung über Minimal geändert? **HIRST:** Ich habe die Emotionen im Minimalismus gefunden. Das ist passiert.

WELT: Wie? **HIRST:** Dadurch, dass ich mit echter Kunst gearbeitet habe. Mein erstes Jahr am Goldsmiths College war 1986, und kurz davor hatte ich angefangen, in der Anthony d’Offay Gallery zu arbeiten. Ich habe bloß Bilder gehängt und Werke verpackt, aber ich hatte mit den ganz Großen zu tun – Richter, Beuys. Ich sah sie aus nächster Nähe. Carl Andre war in der Galerie nicht besonders wichtig, aber er machte eine große Ausstellung. Haufenweise Arbeiten lagen im Keller, nicht besonders gut verpackt. Dann bekam ich den Auftrag, einen Carl Andre aufzubauen und zu beleuchten. „Jemand kommt heute Nachmittag und schaut es sich im Viewing Room an. Bau es auf und leuchte es aus.“ Also hol ich’s hoch und leg es auf den Boden. Sechs Teile, eine Pfeilspitze, ich fand einen Platz dafür, und stellte es auf. Es sah gut aus. Dann beleuchtete ich das Ganze und spielte mit den Scheinwerfern herum, und es sah verdammt noch mal umwerfend aus. Nichts anderes war in dem Raum, nur dieser Andre. Und klar: Der Kunde kam und kaufte ihn. Ich hatte mich so mit dem Werk beschäftigt, dass mir aufging, was es ist. Es war anders. Es brachte mich dazu, innezuhalten und nachzudenken, innezuhalten und zu sehen. Da hab ich kapiert: Während die Werbeleute dir Scheiß verkaufen wollen, den du nicht brauchst, versuchen Künstler, dir etwas zu schenken, das du längst hast, aber vielleicht vergessen hast – und mir wurde

klar, dass dieser Unterschied riesig ist. Es ging nicht um das Publikum, es ging nicht um den Markt. Es war nicht unemotional. In Wahrheit war es voller Gefühl.

WELT: Bleiben wir noch kurz im Jahr 1986 – ehe Sie anfangen, tote Schafe und lebende Fliegen in Boxen zu packen. Anthony d’Offay war damals die wichtigste Galerie in London. Woran erinnern Sie sich bei der Arbeit dort? **HIRST:** Ich weiß noch, wie ich im Hinterzimmer der Galerie stand und durch einen Spalt in der Wand in den Viewing Room schaute, wo sie Werke für Besucher aufstellten. Anthony kam mit einem Kunden rein, dem französischen Filmregisseur Claude Berri. Ich hatte gerade einen Yves Klein dort aufgehängt. Und ich sehe Anthony da sitzen, die Arme verschränkt, und Berri auf Knien, bettelnd, er solle ihm den Klein verkaufen: „Please, please, please.“ Und Anthony schüttelt nur den Kopf. „Der ist nur für Museen“, sagte er wieder und wieder. Und verkaufte ihm die Arbeit dann doch.

WELT: Natürlich. **HIRST:** Natürlich. Aber ich weiß noch, wie ich das sah und dachte: „Verdammte Scheiße, Kunst ist ja ganz anders, als ich dachte.“ Dann kam eines Tages Anselm Kiefer rein, und er erwähnte so nebenbei, dass ihm die verzinkte Stahlmülltonne in der Galerie gefalle. Und Anthony schickte mich zu Harrods, so eine zu kaufen, einzupacken und in Kiefers Atelier zu schicken. Ich dachte nur: „So will ich auch mal behandelt werden. Ich will, dass mir auch jemand eine verdammt Mülltonne besorgt.“

WELT: Während das alles passiert, fangen Sie am Goldsmiths College an zu studieren. **HIRST:** Ich hatte mich aus Leeds beworben, ohne irgendeine Ahnung, ohne London je besucht zu haben – und ich machte immer noch Collagen. Am Goldsmiths waren die Lehrer berühmte Künstler. Und am Goldsmiths behandelten sie die Studenten, als wären sie echte Künstler. Wir hatten zwei Galerien, die konntest du für Ausstellungen buchen, und wenn du eine Ausstellung machtest, musstest du darüber reden und dich der Kritik der anderen Studenten stellen.

WELT: Und Michael Craig-Martin wurde Ihr Tutor? **HIRST:** Eine Übungsstunde bei ihm zu bekommen, war unmöglich, er war zu wichtig. Er hatte seine Lieblinge, und ich war keiner davon. Michael Craig-Martin hat mich irgendwann gesehen, als ich bei d’Offay-Vernissagen Wein ausschenkte. Aber richtig zur Kenntnis genommen hat er mich erst im zweiten Jahr, als ich „Freeze“ gemacht habe.

WELT: Die Gruppenausstellung, die Sie kuratiert haben, die zur Sensation wurde und das ganze Young-British-Artists-Phänomen erst angesprochen hat. Wie kam diese Schau zustande? **HIRST:** Mir ging langsam auf, dass das, was am Goldsmiths passierte, genauso gut war wie das, was bei d’Offay in der Galerie lief. Und ich dachte mir einfach: „Such ein Gebäude und mach eine Show.“ Hab ich dann auch gemacht, aber ich hatte die Arbeiten noch nicht.

WELT: Sie meinen, Sie hatten keine eigenen Arbeiten, die Ihnen passend für „Freeze“ erschienen? **HIRST:** Genau. Und so entstanden diese Boxen für „Freeze“. Ich habe sie nicht selbst gemacht. Ich bin zu dem Typen in die Holzwerkstatt, der Keilrahmen baute, und sagte: „Kannst du mir einen Küchenschrank machen?“ Dann hab ich ihn im Atelier an die Wand gehängt und gedacht: „Das ist ein verdammt Küchenschrank.“ Er hatte die Funktion, aber wenn du ihn aufmachst, ist nichts drin. Ich sagte mir: „Welche Farbe?“ Und entschied mich für Knallorange. Aber ich wusste eigentlich nicht, was ich tat. Man konnte sehen, dass ich versuchte, von Schwitters wegzukommen, dass ich up to date werden wollte. Aber ich kam von dieser Fifties-Nostalgie nicht ganz los.

WELT: Aber Sie spürten den Umbruch schon? **HIRST:** Das Entscheidende war: Vorher lief ich mit gesenktem Kopf herum und suchte Holzstücke und Kram für meine Collagen – die eigentlich ein Kommentar zur Welt sein sollten. Aber die Welt, das waren Werbung und Fernsehen und Plakatwände und all diese minimalen Strukturen – und als ich endlich den Kopf hob, dachte ich: „Verdammt, das ist etwas ganz anderes. Du musst da raus. Du musst dich wirklich umschauen.“ Ich weiß noch, wie ich im Fernsehen eine Werbung sah, in der eine Frau ein Auto verkaufte, und die Frau trug Kleidung mit ähnlichen Rundungen wie das Auto und in ähnlichen Farben wie das Auto. Ich dachte nur: „Was zur Hölle ist das?“ Saatchi machte diese Sachen – auch den schwangernen Mann, der raucht. Und dann war da Richard Prince. Ich weiß noch, wie ich ein Interview mit ihm las. Er hatte ein Kunstwerk gemacht, das auf einer Werbung für Schrotflinten beruhte, auf

der tatsächlich Frauen in Bikinis Schrotflinten in den Händen hielten. Der Interviewer fragte sinngemäß: „Wollen Sie Sex mit Frauen haben, die Schrotflinten besitzen, und sie am Ende vielleicht töten werden?“ Und Prince sagte: „Nein, überhaupt nicht – aber als ich das Bild sah, wollte ich das. Das Bild hat mich genau das wollen lassen, aber ich selber will das nicht.“ Da habe ich Anschluss gefunden an all die Amerikaner, an das, was in New York passierte. Das war es, was ich suchte, dieselbe Bildsprache, mit der uns Scheiße verkauft wird, die wir nicht brauchen. Ich dachte: „Diese Bildsprache will ich benutzen.“

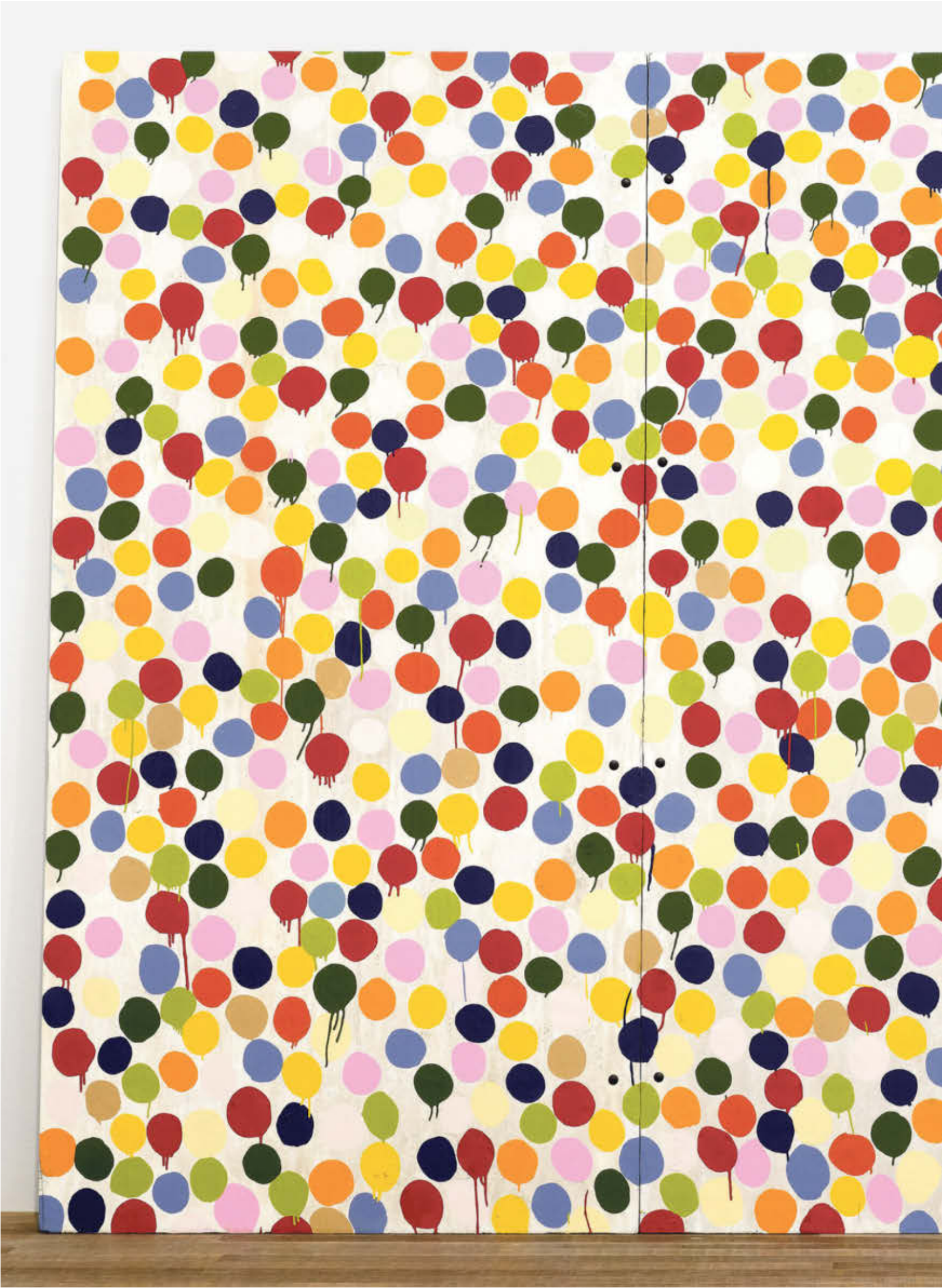
WELT: Weil Sie Werbung und Saatchi erwähnen: Wie prägend war Charles Saatchi für Sie am Anfang – bevor er Ihr wichtigster Förderer wurde und „The Physical Impossibility of Death in the Mind of Someone Living“ finanzierte, den Hai in Formaldehyd? **HIRST:** Als ich nach London kam, bin ich die Cork Street entlanggegangen: Waddington Gallery, Redfern Gallery, ich kann mich nicht mehr an alle Namen erinnern. Ich dachte: „In einer dieser Galerien eine Ausstellung zu bekommen, das wär’s.“ Da waren lauter kleine Lä-

den in dieser winzigen Gegend, die Marlborough Gallery war auch in der Nähe. Und dann gab es draußen plötzlich die Saatchi Gallery – in dem Moment, als ich dort reinging, wurde ich schneeblind, so groß und so weiß waren die Räume. Und ich dachte: „Scheiß auf die Cork Street.“ Da hingen die unglaublichsten Warhols, zwei Räume voll, „Marilyns“, riesige „Electric Chairs“.

WELT: Und Cy Twombly, Brice Marden, Judd, Mangold. Die erste Show eröffnete 1985. **HIRST:** Und von da an wollte ich Kunst für diese Räume machen. Die Großzügigkeit der Räume, die schiere Größe der Werke, die Tatsache, dass er keinen Eintritt verlangte. Das alles hat mich sehr beeindruckt – es hat meine Art und Weise, über Kunst nachzudenken, komplett verändert. D’Offay hatte dieses unglaubliche Auge, aber Saatchi hat das Ganze dann verdoppelt, verdreifacht, vervierfacht. Jede Ausstellung war ein Killer. Bis hin zu der, die mir dann komplett den Boden unter den Füßen weggezogen hat: „New York Art Now“. Ich liebte Ashley Bickerton mit Jeff Koons, mit Robert Gober und Haim Steinbach. Das waren Leute meiner Generation, nur ein kleines Stück voraus. Ich dachte: „Da will ich hin.“

WELT: Charles Saatchi führte mit seinem Bruder Maurice die erfolgreichste Werbeagentur Londons. **HIRST:** Sie machten die Wahlwerbung für Maggie Thatcher. Sie standen hinter ihrem Aufstieg. „Labour Isn’t Working“ – das war ihr Slogan. Eine Menge britischer Künstler haben damals gesagt, dass sie an Saatchi nicht verkaufen würden. Ich hingegen hätte ihn niemals boykottiert, ich hätte sofort an ihn verkauft. Ich glaube tatsächlich, dass ich ohne ihn nie angefangen hätte, so große Arbeiten zu machen. Ich hätte wahrscheinlich kleine Gemälde wie Peter Blake oder Richard Hamilton gemacht. Und meine Arbeit wäre international nie durchgeschlagen und ich wäre nie den Amerikanern ins Auge gefallen. Ich weiß noch, wie Eli Broad irgendwann zu mir sagte: „Du bist der einzige englische Künstler, den ich je gesammelt habe.“

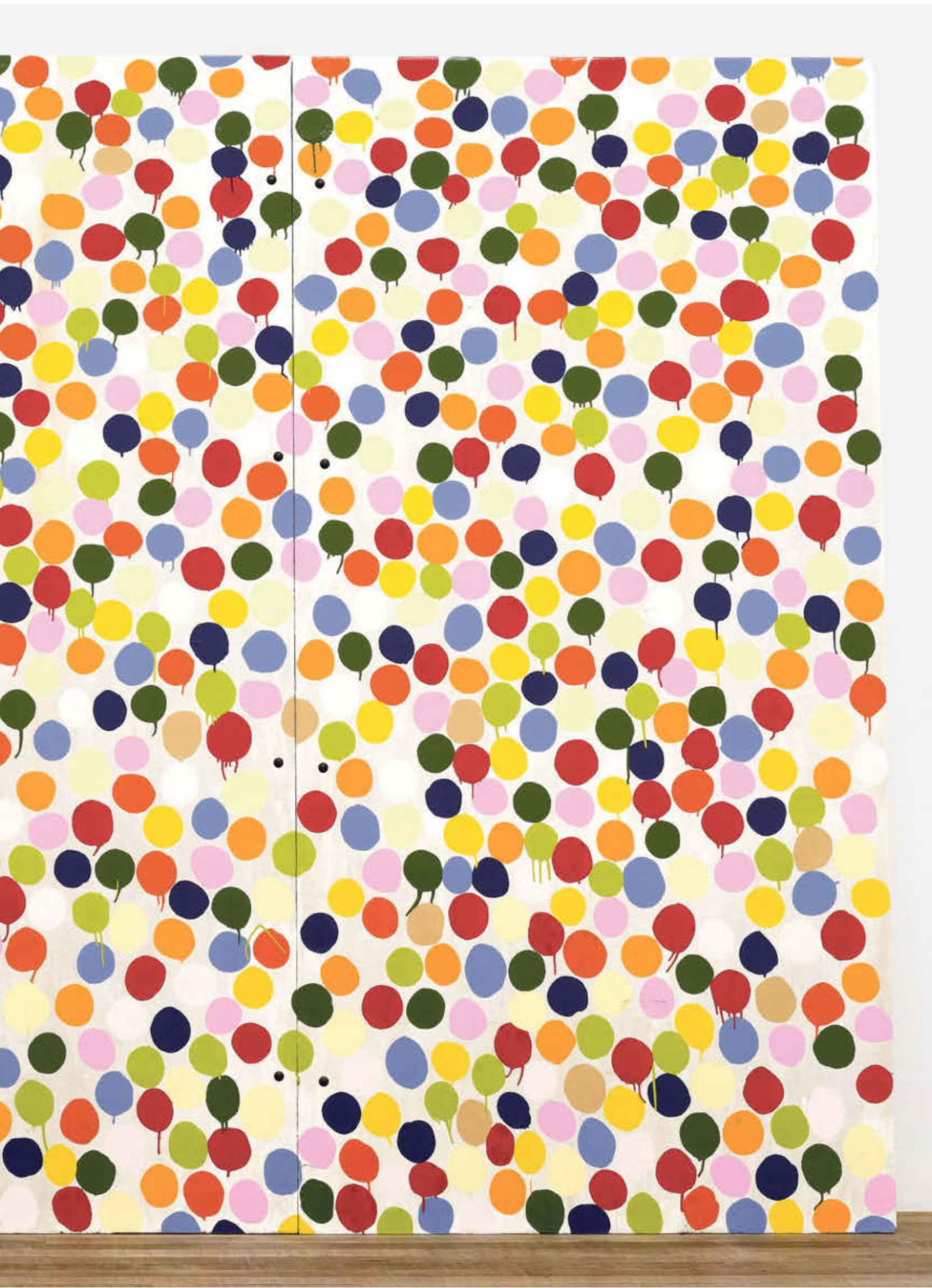
WELT: Sie selbst haben dann schnell anderen Künstlern aus Ihrer Generation einen Weg aufgezeigt, ein gefeierter Künstler zu werden. Als Sie 1988 die Gruppenausstellung „Freeze“ organisierten und dafür eine Einladungsliste zusammenstellten, auf der



Spot Painting, 1986

© DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Damien Hirst sprach selten so ausführlich über seine Anfänge. Im Interview erzählt er, weshalb die „Spot Paintings“ seinen Blick auf die Kunst veränderten, was er von seinem größten Sammler lernte und warum ihm Absagen von Museen heute egal sind



jeder stand, der im Londoner Kunstbetrieb Rang und Namen hatte. Selbst wenn Saatchi aus dieser Schau nichts gekauft hat – er kam vorbei.
HIRST: Es war mein zweites Jahr am Goldsmiths College, und ich war überall in der Presse. Ich schaffte mein drittes Jahr nur mit Mühe und Not, ein ziemlicher Albtraum. Ich hatte gedacht, „Freeze“ wird für alle großartig. Ich hatte 17 Leute vom Goldsmiths dabei, aber mir war nicht klar, dass ich damit alle anderen ausgeschlossen hatte. Plötzlich gab es einen wöchentlichen Newsletter namens „Anti-Freeze“, der sich gegen meine Ausstellung richtete. Am Goldsmiths hieß es: „Du musst einen Vortrag halten, weil du diese Ausstellung gemacht hast. Du musst mit deinen Kommilitonen darüber reden.“ Zu dem Vortrag kamen drei oder vier Leute in dicken Pelzmänteln. Am Anfang standen sie auf. „Der Grund, warum wir diese Pelzmäntel tragen, ist, dass wir deine Kunst kalt und gefühllos finden.“ Sagten sie und blieben dann während des ganzen Vortrags stehen. Am Goldsmiths hieß es damals: Damien muss sich entscheiden, ob er Kurator ist oder Künstler, denn beides geht nicht.

WELT: Sie haben „Doch, das geht“ geantwortet?
HIRST: Ich dachte, sie haben recht, ich werde wohl Kurator werden müssen.
WELT: Auch weil Sie mit Ihrer eigenen Arbeit noch nicht zufrieden waren?
HIRST: Wie gesagt, ich hatte versucht, mit altmodischen Materialien diese modern wirkenden Dinge zu machen. Ich hab es einfach nicht auf die Reihe gekriegt – bis zu den „Spot Paintings“ und dann den Medizinschränken.
WELT: Sie meinen „Spot Paintings“, die nicht tropften, die endlich minimal genug waren?
HIRST: Ja. „Freeze“ fand in drei Teilen statt, und für den dritten Teil habe ich ein „Spot Painting“ direkt auf die Wand gemalt. Die Punkte gingen bis an die Kanten. Die Abstände stimmten.
WELT: Hatten Sie das Gefühl, gerade etwas Ikonisches erschaffen zu haben, worüber die Leute 40 Jahre später noch reden würden?
HIRST: Eine Weile dachte ich, ich mach einfach immer nur weiter diese „Spot Paintings“, bis ich dann im dritten Jahr am Goldsmiths mit den Me-

dizinschränken anfang. Ich habe On Kawara sehr bewundert, weil eine stumpfe Idee, die man zu Tode reitet, zur perfekten Idee wird. Ich wünschte, ich hätte ausschließlich die Punkte gemacht. Aber so bin ich nicht. Ich bin ein bisschen irrer. In meinem Kopf gibt es viele Stimmen.
WELT: Sie meinen, auch Francis Bacon oder Goya reden dort auf Sie ein, und nicht nur Donald Judd oder Carl André?
HIRST: Na ja, es kann für mich eben nicht nur eine Box mit einer Flüssigkeit neben einem Bild mit bunten Punkten sein. Ich muss auch Arbeiten machen, die von etwas verdammt Wichtigem handeln. In einem ganz frühen Interview wurde ich gefragt, ob meine Skulpturen dreidimensionale Bacon-Bilder seien. Das war als Kritik gemeint. Aber ich bestätigte das nur: „Genau das mache ich.“ Der Hai war so, dieser verdammt Rinderkopf in „A Thousand Years“ – die Boxen, in denen die drin waren, hatten eindeutig etwas von diesen klaustrophobischen Räumen bei Bacon.
WELT: Was hat die Punkte so besonders gemacht, dass Sie weiter an ihnen malten, auch

als sie in ihren Installationen längst Rinderköpfe verwesen und Fliegen sterben ließen?
HIRST: Mit den Punkten, die ich im letzten Teil von „Freeze“ zeigte, versuchte ich, alles aus ein paar grundlegenden Entscheidungen herauszuholen. Keine Farbe darf sich auf einem Bild wiederholen, die Punkte gehen bis an die Kante, und die Abstände sind genauso groß wie die Punkte selbst. Vorher hatte ich jedes formale Problem mit Farbe gelöst, und deshalb sahen meine Arbeiten dekorativ aus, wie ein Vorhang oder ein Kleid. Ich war einfach stark in Farbe, aber die Strukturen darunter waren ziemlich schwach. Die „Spot Paintings“ waren mein Weg, da rauszukommen – und sie waren das Befreidendste, was mir je passiert ist.
WELT: Anfangs waren es vor allem Wandbilder?
HIRST: Michael Craig-Martin setzte sich mit mir hin. Er sagte: „Du solltest die nie auf Leinwand malen. Die sind perfekt an der Wand, mit Zertifikaten und so weiter.“ Und ich sagte: „Ja, du hast absolut recht.“ Aber ich hatte diese Vorstellung von einer unendlichen Serie. Ein Mensch, der versucht, wie eine Maschine zu sein, die auf die Wand malt. Dann habe ich eines auf Leinwand gemalt, mit einem schwarzen Punkt, und habe Michael gebeten, sich das anzugucken. Und? Er sagte, dass es auf Leinwand auch funktionierte.
WELT: Bald wurden die Bilder als „Pharmaceutical Paintings“ bekannt.
HIRST: Ich hatte dieses Buch über pharmazeutische Präparate, weil ich mit den Medizinschränken angefangen hatte, und so entschied ich: Ich benenne diese unendliche Serie von „Spot Paintings“ nach allen Medikamenten in diesem Buch. Ich habe das Originalbuch noch, es ist voller Striche und Notizen. Wir nennen es die Bibel, weil daraus alle Titel kamen.
WELT: Irgendwann haben Sie dann mit vielen Assistenten gearbeitet. In Ihrem Buch von 1997, „I Want to Spend the Rest of My Life Everywhere, with Everyone, One on One, Always, Forever, Now“, steht dieser großartige Essay von Gordon Burn, der schreibt: „Ideen-Kunst ist Kunst, die auf die Rückseite von Zigaretenschachteln und Bierdeckeln gezeichnet wird, in Flughafenlounges und auf Taxirücksitzen grob skizziert, und dann meistens delegiert und von anderen ausgeführt. Das lässt Damien eine Menge Zeit für das, was man großzügig als Sozialleben bezeichnen könnte.“
HIRST: Neulich hab ich mich mit Keith Allen unterhalten, einem Freund, mit dem ich früher getrunken habe. Er ist Schauspieler und der Vater von Lily Allen, der Sängerin, und er fragte mich: „Wie hast du es geschafft, deine Karriere am Laufen zu halten? Meine hab ich mir versaut.“ Und ich so: „Weiß ich auch nicht, ich hab mir Assistenten genommen.“
WELT: Die haben Ihnen den Rücken freigehalten.
HIRST: Aber ich bin schon ins Atelier gegangen.
WELT: Sie meinen, egal, wie heftig Sie am Abend vorher unterwegs waren?
HIRST: Ja. Ich bin einfach zum richtigen Zeitpunkt gekommen. Habe Dinge in Gang gesetzt, bin wieder gegangen, kam zurück, hab die Richtung geändert, bin wieder gegangen, kam zurück, hab wieder etwas angeschoben, bin wieder gegangen. In dem Moment, in dem ich das erste Geld hatte, nahm ich es, um Leute dafür zu bezahlen, meine Arbeit zu machen. Ich wusste, was ich wollte – ich wollte es nur verdammt noch mal nicht selbst machen müssen.
WELT: Aber selbst mit Assistenten war Ihr Lebenswandel auf Dauer nicht durchzuhalten?
HIRST: Ich glaube wirklich, in den 1990ern war ich unsterblich, hab getrunken und gefeiert und eine verdammt grandiose Zeit gehabt. Ich war einfach nicht zu stoppen, und ich wollte auch nicht stoppen. Ich hab einfach weitergemacht und weitergemacht, hab alles riskiert und bin immer wieder obenauf geschwommen.
WELT: Und die Spots haben Sie durch all das begleitet.
HIRST: Ich weiß noch, wie sie mit meinen Assistenten immer besser und besser und besser wurden, und ich habe das zugelassen – die Qualität, mit der sie sie gemalt haben. Ich malte sie betrunken und verkatert und ein bisschen wacklig, und ich wollte, dass sie aus der Nähe aussehen, als wären sie von einem Menschen gemacht, aber aus der Ferne wie von einer Maschine. Und meine Assistenten sagten: „Nein, du willst sie perfekt.“ Ich hatte diesen Dauerstreit mit meinen Assistenten, bis sie so gut im Malen waren, dass es aussah, als wäre es Maschinenarbeit. Ich hab mich darauf

eingelassen und zugelassen, dass sich das mit der Zeit so verändert. Während ich also sterblich wurde, wurden die Bilder immer unsterblicher.
WELT: An einem Punkt dachten Sie, jetzt ist Schluss. Warum?
HIRST: Weil ich sie als unendliche Serie begonnen hatte. Weil ich in meinem Kopf dieser unsterbliche Maler war, der dieses Werk unendlich weiterproduziert. Aber das ist nicht real. Wenn ich sterbe, gibt es keine mehr. Das hat mir nicht gefallen. Mir hat nicht gefallen, dass die Realität der Bilder war, dass sie irgendwann zu Ende sind. Ich dachte: „Ich will sie beenden, gerade weil ich es war, der ihre Unendlichkeit angedeutet hat.“ Aber jedes Mal, wenn ich versuchte aufzuhören, fiel mir noch eine andere Art ein, wie ich sie machen könnte. Vor kurzem habe ich einzelne Punkte gemacht, gut zwei Meter groß auf einer Leinwand.
WELT: Das Schöne an der Kunstgeschichte ist, dass Künstler zwar sterblich sind, ihr Name, ihre Kunst, ihr Vermächtnis aber unsterblich werden können. Angesichts dessen, wie es derzeit in westlichen Museen läuft: Machen Sie sich manchmal Sorgen, dass es immer weniger Platz gibt für hyperpopuläre, superreiche, weiße Männer wie Sie?
HIRST: Nein. Ist mir wirklich scheißegal. Du kannst so viele Schwänze lutschen, wie du willst und in so viele Museen reinkommen, wie du magst – und am Ende bleibst du doch nur eine Fußnote in der Geschichte. Aber wo wir gerade davon reden: Mir wurde gerade eine Ausstellung in der Hayward Gallery abgesagt.
WELT: Warum?
HIRST: Sie haben den Direktor gewechselt, und der neue Direktor will keine Damien-Hirst-Ausstellung machen. Der alte wollte eigentlich auch nicht, aber die Trustees wollten die Besucherzahlen hochbekommen und hatten meine Ausstellung durchgesetzt. Denn eines ist klar: Wenn du eine Ausstellung mit mir machst, kommen die Leute.
WELT: Ich habe gelesen, dass Ihre Retrospektive 2012 in der Tate Modern die zweitmeistbesuchte Ausstellung in der Geschichte des Museums war, direkt hinter „Matisse Picasso“ (2002).
HIRST: Und sie wissen, warum die mehr Besucher hatte?
WELT: Nein.
HIRST: Weil sie in die Räume, in denen die Ausstellung zu sehen war, 2002 noch mehr Besucher hereingelassen haben.
WELT: Vierzig Jahre nach Ihren ersten Punkten – und im Wissen, dass Sie bei d’Offay Gerhard-Richter-Bilder in den Händen hatten: Hatten Sie, als Sie anfangen, dessen Farbtafeln im Kopf?
HIRST: Ich habe bei d’Offay ein kleines Bild von Richter gesehen, von dem ich heute weiß, dass es aus der „Colour Chart“-Serie war. Aber ich hab’s nicht ganz verstanden. Es waren einfach sechs Farben. Ich weiß noch, ich dachte, das sei ein schönes Bild, aber als Farbtafel hab ich es nicht wirklich gelesen. Darum ging es mir nicht.
WELT: Worum ging es Ihnen dann?
HIRST: Ich dachte an Smarties, an Süßigkeiten, an Kinderbücher, an bunte Streusel auf Kuchen oder Eis. In Amerika heißen sie „sprinkles“. In Großbritannien nennt man sie „hundreds and thousands“ – aber eigentlich sind das einfach Zuckerstreusel. In Leeds aßen wir etwas, das wir „Cheap Cake“ nannten. Das war Butterbrot mit „hundreds and thousands“ drauf.
WELT: „Hundreds and thousands“.
HIRST: Ja, es ist seltsam, jetzt, wo wir darüber reden. Ich hab nie an diesen Zusammenhang gedacht, aber ich habe später diese Arbeiten dann „A Hundred Years“ und „A Thousand Years“ genannt.
WELT: Die berühmten Vitrinen, in denen Fliegen schlüpfen und sterben.
HIRST: Ja. Und mein Elternhaus in Leeds – da waren Punkte auf der Tür.
WELT: Wirklich?
HIRST: Ja, ich weiß noch, es war eine weiße Tür, und meine Mutter hat dunkelblaue Punkte draufgemalt, weil sie wollte, dass sie auffällt. Ich wohnte am Stanmore Place 24. Wenn die Leute fragten: „Was ist deine Adresse?“, sagte ich: „Stanmore Place 24. Die weiße Tür mit den Punkten drauf.“
WELT: Das ist fantastisch.
HIRST: Ja, es ist völlig irre, wenn du siehst, wo du am Ende landest. Sie hatte die Spots mit einer Schablone draufgesprüht. Alles kommt aus der Kindheit.

Ein Preis für die nordamerikanische Sappho

Oft zeichnet der Literaturnobelpreis Mittelmaß aus, diesmal abweichendes Verhalten. Die kanadische Dichterin Anne Carson ist eine klassisch gebildete Eigenbrötlerin

Manche Verse der 76-jährigen kanadischen Dichterin Anne Carson sind wie Kiesel in einem Schuh, die man nie wieder los wird. Sie tun weh beim Gehen, wenn man sich aber hinsetzt und den Schuh auszieht, stellt man fest: Diese Kiesel sind nicht nur kantig, sie sind auch unglaublich schön. Es sind Edelsteine, man vergisst sie nicht mehr. Nehmen wir Carsons Gedicht „Apostelstadt“ – ein rätselhafter Titel, der nicht weiter erklärt wird.

HANNES STEIN

Jeder, der jemals einen geliebten Menschen verloren hat, wird dieses Gedicht spontan verstehen und es sich nie mehr aus dem Gedächtnis schlagen können.,,Nach deinem Tod. / War es jeden Tag windig. / Jeder Tag. / Stellte sich uns entgegen wie eine Mauer. / Wir gingen. / Und schrien einander seitwärts an. / Die Straße entlang. / Es war nutzlos. / Die Räume zwischen uns. / Wurden hart. / Es sind leere Räume. / Und doch sind sie fest. / Und schwarz und schmerzhaft. / Wie Lücken zwischen den Zähnen. / Einer alten Frau. / Die du vor Jahren gekannt hast. / Als sie. / Schön war die Nerven strömten in ihr herum wie ein Palastfeuer.“

Der entscheidende Moment in Anne Carsons Leben war vermutlich, als ein Lateinlehrer an der Highschool sich bereit erklärte, ihr in der Mittagspause Altgriechisch beizubringen. An der Universität von Toronto, der Stadt, in der sie geboren wurde und aufwuchs, studierte sie später die Literatur der klassischen Antike – sie gab zwar unterwegs zweimal auf, machte aber dann doch ihren Abschluss und wurde Professorin. Und begann in den 1980er-Jahren zu schreiben: Essays über die alten Griechen, denen man anmerkte, dass sie ihren Seneca und ihren Montaigne studiert hatte. Eigentlich war sie in diesen Essays schon damals eine Dichterin – nur brauchten die Herren Literaturkritiker eine Weile, um es zu bemerken.

Das lag unter anderem daran, dass sich das, was Anne Carson da schrieb, ohnehin nicht in eine der geläufigen Kategorien sortieren ließ. Waren das Gedichte? Verse in Prosa? Essays? Handelte es sich überhaupt im goetheschen Sinn um Dichtung – oder doch eher um autobiografische Wahrheit? Die Antwort konnte immer nur lauten: Ja. Von Anfang an war Anne Carson dabei eine *poeta docta*, die das Licht ihrer Gelehrsamkeit keineswegs schamhaft versteckte. Anspielungen nicht nur auf die Antike, sondern auch auf Freud, Virginia Woolf und Tolstoi waren in ihren Versen dicht gesät.

Dabei hatte sie Glück: Normalerweise führen Dichter – vor allem solche, die gern ihre Lese Früchte vor uns ausbreiten – Existenzen am Rand des Literaturbetriebs. Wer will sich schon mit solchen Eggheads einlassen? Auf Anne Carson aber prasselten die Literaturpreise über die Jahre nur so herein. Anno 2000 erhielt sie ein MacArthur Fellowship, vulgo auch als Geniestipendium bekannt. Für diesen begehrten Preis kann man sich nicht bewerben, nur vorgeschlagen werden: Der Gewinner erhält dann einen Anruf, in dem ihm mitgeteilt wird, dass über die nächsten fünf Jahre mehrere hunderttausend Dollar auf seinem Konto eintreffen werden.

Der endgültige Durchbruch gelang Anne Carson 2001 mit ihrem Buch „Die Schönheit des Ehemanns“, Untertitel: „Ein erdichteter Essay in 29 Tangos“. Verhandelt wurde in diesem Buch das Ende eines Ehedramas: „Etwas ist rein und kantig und brennend an der ersten Untreue in einer Ehe“, schreibt Carson. Sie verrät auch, dass sie ihren Mann nur aus einem Grund geheiratet hatte: seiner Schönheit wegen. Und dass er selbst nicht treu war – er war „nichts gegenüber loyal“ und „hat über alles gelogen“. In diesem Essay-Poem werden sehr antike Sujets verhandelt: Was ist das eigentlich, Lust? Ist Liebe überhaupt nur eine Illusion? Die Frage: „Wie erlangen Leute Macht übereinander?“ stellt Carson gleich an zwei Stellen. Zwischendurch tritt als Pausenclown ein schwuler Freund des Paares auf und liefert trockene Kommentare ab. „Sein schönes boshafes Grinsen“, schreibt Anne Carson, „war wie ein Rock, der hochfliegt.“ Allein schon diese Metapher war das Geniestipendium wert.

Vier Jahre später veröffentlichte Anne Carson „Decreation“, ein Buch, mit dem sie sich endgültig als die große Eigenbrötlerin der kanadischen Literatur etablierte: Es versammelte ein Theaterstück, ein Oratorium, Kurzgedichte und längere Prosastrecken, in denen Carson sich gleichzeitig als Literaturkritikerin und als Philosophin betätigte. Dann folgten Übersetzungen. Zunächst legte Carson ihre Version von vier eher unbekannten Tragödien des Euripides vor; man kann dies als ihren Kommentar zum „War on Terror“ betrachten, den Amerika damals im Irak und in Afghanistan führte.

Wenig später folgte „Eine Orestie“ – wohlge merkt: *eine*, nicht *die*. Anne Carson übersetzte nicht etwa die berühmte Trilogie des Aischylos. Stattdessen band sie drei Stücke von drei sehr verschiedenen griechischen Autoren zusammen: „Agamemnon“ von Aischylos, „Elektra“ von Sophokles und „Orest“ von Euripides. Dass Anne Carson für ihre Übersetzungen nicht nur Lob einheimste, sei hier nicht verschwiegen. Manche fanden sie brillant; anderen war der Ton ihrer englischen Versionen zu zeitgenössisch und schnoddrig.

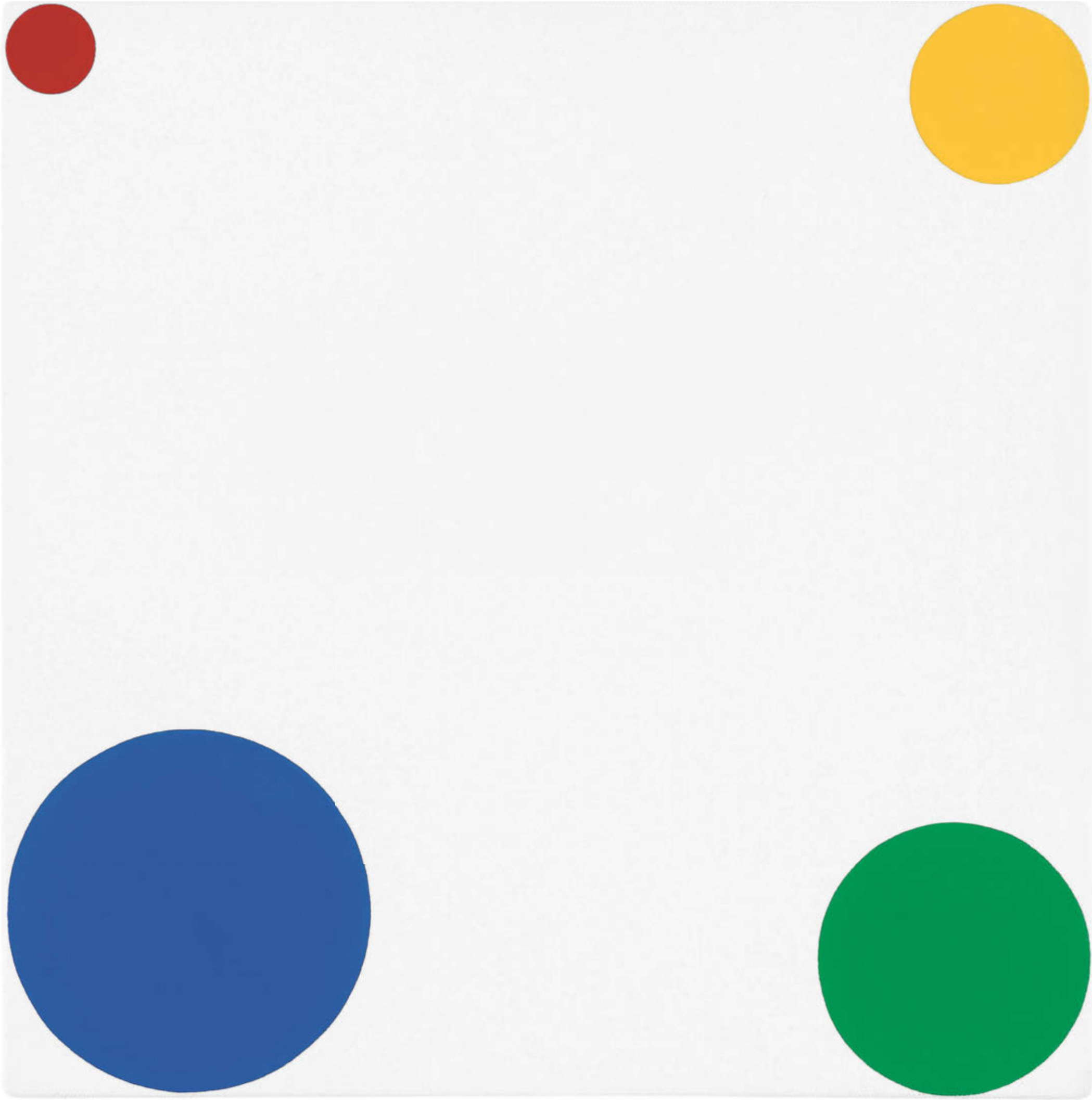
Allerdings konnte die Kritik Anne Carson da schon nichts mehr anhaben. Jedem, der sich für Poesie interessierte, musste längst klar sein, um wen es sich bei dieser (mittlerweile grauhaarigen) Dame handelte: die nordamerikanische Sappho. Wie die große Dichterin von der Insel Lesbos erforscht sie, was der oft ziemlich gna-

denlose Gott Eros mit den Menschen anstellt, und wie einst Sappho hat sie ihre ganz eigene Form entwickelt, um das zu tun.Das Verblüffende ist, dass Anne Carson sich dabei selber gar nicht als Poetin sieht. Bis sie zwanzig Jahre alt war, erzählte sie in einem Gespräch, habe sie kein Wort geschrieben, sondern nur gemalt. Noch heute gehe es ihr um die Bilder, nicht um die Wörter. Bücher seien lediglich eine praktische Form, in die sie ihre Visionen packe, mehr nicht; aber diese Form befriedige sie immer weniger. Niemand sollte sich also wundern, wenn Anne Carson eines Tages den Stift beiseitelegt und ihre Staffelei auspackt.

Der Nobelpreis für Literatur steht – nicht zu Unrecht – im Verdacht, dass hier vor allem Mittelmaß ausgezeichnet wird. Schaut man sich die Liste der ältesten Preisträger an, fällt vor allem auf, wie viele der großen Namen von damals im

Loch des Vergessens verschwunden sind. Oft handelte es sich um einen Preis, mit dem hauptsächlich edle Gesinnungen geehrt wurden. Jeder kann höhnisch die Namen derer aufzählen, die ihn nie erhalten haben: Tolstoi, Joyce, Nabokov. Mit Anne Carson hat die schwedische Akademie jetzt immerhin eine Autorin ausgewählt, die nie in Mode war, die nie dicke Romane veröffentlicht und nie politische Botschaften verkündet hat, sondern, wie die Nobelpreis-Jury verlauten ließ, ein „kühnes und einfallreiches Gesamtwerk“ vorzuweisen hat.

Außerdem erinnert dieses Werk daran, dass Literatur, wenn sie nicht von Verrückten oder Kindern geschaffen wurde, immer in einer vieltausendjährigen Tradition steht, und dass Traditionsbewusstsein weder ranzig noch schlecht gelaunt sein muss. Der Literaturnobelpreis des Jahres 2026 ist unter anderem ein Preis für Eigensinn.



Polyacrylamide Absorbent Gel, 1997

© DAMIEN HIRST AND SCIENCE LTD. ALL RIGHTS RESERVED/VG BILD-KUNST BONN, 2026

Sahin und der tödliche Tanz von Kiel

Anderthalb Jahre nach dem Abschied von Axel Milberg vom „Tatort“ beginnt eine neue Ära im Kieler Kommissariat

Vielleicht kommt er ja doch wieder. Klaus Borowski, der Mann, für den man im Norddeutschen Rundfunk ein eigenes „Tatort“-Kommissariat erfand, das er 22 Jahre bewohnte, in dem er 44 Fälle löste und drei Frauen an seiner Seite fast erdrückte. Jetzt sitzt er im Knast, der Klaus, seit „Borowski und das Haupt der Medusa“.

ELMAR KREKELER

Borowski war ein altmodischer Kommissar der alten Nordic-Noir-Schule, Verbrennenfahrer, selbstsam, einsam, sozial eher inkompatibel. Alle seine Ermittlungen trugen – wie sonst nur noch die von Ulrich Tukurs Felix Murot – seinen Namen.

Anderthalb Jahre ist das her, dass er einführte in die Justizvollzugsanstalt. Zeit genug, Abstand zu gewinnen und Anschluss an die Moderne. Zeit genug aber auch, es ein wenig mit der Angst zu bekommen. Mit der Angst um Mi-

la Sahin. Die letzte Kommissarin im Schatten des Klaus Borowski. Eine der wenigen Frauen mit migrantischem Hintergrund im „Tatort“. Der billigte man nicht das große Ego des Klaus Borowski zu und ließ das „Borowski und...“-Prinzip leise sterben. So darf, muss Almila Bagriaciks Mila Sahin sich allein durchkämpfen. Über Karriere nachdenken, über ihre Position als Polizistin mit migrantischem Hintergrund in einer xenophoben Gesellschaft und wie man die Gesetzeshüter wieder näher an die Menschen anbinden kann. Das ist schon mal sehr schön. Almila Bagriacik kann sehr viel mehr, als sie es neben Axel Milberg können durfte. Ganz allein lassen wollte man sie allerdings nicht. Was auch sehr schön ist. Weil es Karoline Schuch ist, die man ihr als Kriminalpsychologin Ellie Krieger zur Seite stellte. Die Frau aus Brandenburg und die Frau, deren Eltern ständig kontrolliert wurden, wenn sie irgendwo

hinfahren wollten. In „Unter Freunden“, dem ersten Post-Borowski, den Lars Kraume schrieb und ins Bild setzte, erklären sie sich das.

Womit wir jetzt beim Problem von „Unter Freunden“ wären. Beim Plot. Francesca Polidoro arbeitete in der Buchhaltung von Prometheus. Die stellen Präzisionsobjektive her. „See beyond“ heißt ihr Slogan – was man durchaus als Motto von Sahin und Krieger verstehen kann. Irgendwas stimmt bei Prometheus aber nicht. Kann sein, dass die Mafia ihr Geld im All wäscht. Und Francesca hat es herausgefunden. Dann schwimmt sie tot in der Kieler Förde. Dann hängt ihr Lebensabschnittsfreund tot in der Wohnung. Der hatte ein Gewaltproblem gegenüber den Frauen seines Lebens. Aber auch das interessiert Lars Kraume nicht sehr.

„Unter Freunden“ ist ein Polizeifilm. Das ist nicht ganz neu. Trotzdem sitzt man da, lässt sich hineinziehen durch den Sog der Handka-

mera-Bilder und folgt den Laufwegen von Kraumes Cast, dem man alles verzeiht, sogar einen falben Plot. Der wäre nichts ohne die fiebrige Idee, Anna Nowak zu erfinden. Die war mal in Berlin. Die war mal bestbuddy von Mila. Nervös, reizbar, ein Pulverfass. Lilith Stangenberg ist Anna Nowak und allein sie ist in ihrer Flickerigkeit, in ihrer Dünnhäutigkeit, ihrer tänzerischen, süchtigmachenden Ambivalenz jeden Gebührenten wert. Sie und ihr tödlicher Pas de Deux mit dem mephistophelischen LKA-Kollegen Jan Kuper. Den gibt Sven Schelker – ein Weltmeister in schauspielerischer Zwielsichtigkeit und von mörderischer Blauäugigkeit.

Ordentlich ist das alles. Und leider nicht so aufregend, wie es noch der Neustart in Frankfurt war. Kann ja noch werden.

„Unter Freunden“ läuft am 11. Oktober. „Unter Feinden“, die Fortsetzung, am 18. Oktober